Bauern-Philosophie

oder

Belehrung

über die wichtigsten

Gegenstände des Aberglaubens

und

andere nützliche Kenntnisse,

als:

Beyspiele und Erzählungen, wie uns unsere Einbildungskraft täuschen könne; Warnung vor Teufelskünsten und Schatzgräbereyen; Nachrichten von Gespenstern, Hexen und Hexenmeistern, deren Künste 2c.

Vom Verfasser
des Buchs vom Aberglauben.

Zweyter Theil.

Neueste, veränderte Auflage.

Passau, 1802.

Und zu finden in allen guten Buchhandlungen Deutschlands.

Inhalt
des zweyten Theils.

I. Von den zwölf himmlischen Zeichen. S. 1

II. Nachrichten von Gespenstern, durch einen alten Mönch abgefaßt. 4

III. Weihnachtsfeyer; desgleichen vom heiligen Christe, Claus, Knecht Ruprecht oder St. Nikolaus. 51

IV. Von Hexen, Hexenmeistern, und ihren Thaten. 60

V. Höchstnöthige Warnung vor Quacksalbern und Marktschreyern. 95

VI. Allerley Kunststückchen der Hexen, und Mittel, sich dagegen sicher zu stellen, werden aufrichtig gelehrt; auch wie man sonst mit den Hexen umgesprungen ist. 158

Inhalt.

VII. Eine Kunst, die den Menschen über sich selbst erheben würde. Das Geistercitiren wird hier stückweise durchgegangen. 192

VIII. Endlicher Bescheid über das Wahrsagen, besonders über Karteschlagen, Sieb = und Schlüssellaufen. 216

IX. Von dem dummen Aberglauben bey Mahlzeiten: Eine Erzählung. 232

I.

Von den zwölf himmlischen Zeichen.

Jene Gestirne, die man unter den aus Kalendern bekannten Namen kennt, haben diese daher: Der Krebs geht hinter sich; eben so geht die Sonne, wenn sie bis in dieses Zeichen gekommen ist, auch zurück, und steigt schräge herunter. Die Ziege pflegt, wenn sie in bergigen Gegenden weidet, immer aufzusteigen und fressend in die Höhe zu kommen; und wenn die Sonne zum Steinbock gekommen ist, fängt sie auch an, den niedrigsten Punkt ihrer Laufbahn zu verlassen, und wieder aufwärts zu steigen. Statt der Zwillinge waren ehedem zwey Ziegenböcke. Warum gab man nun die Namen des Widders, des Stiers und der Zwillinge den drey Gestirnen, welche die Sonne im Frühlinge durchläuft? Die Mütter der Thiere sind gemeiniglich zu Ende des Herbstes trächtig, und die Ruhe des Winters kommt der Mutter, so wie der Frucht, zu Statten. Wenn die Mutter noch in der kalten Witterung wirft, so hält sie das Junge unter sich warm, welche dann mit Hilfe des Frühlings stärker und

dadurch geschickt wird, die folgende Hitze zu ertragen. Zuerst kommen die Lämmer, hernach die Kälber, und zuletzt insgemein die Ziegen. Auf diese Weise können die Lämmer schon in den ersten heitern Tagen dem Widder in das Feld folgen; Kälber und Ziegen folgen zu ihrer Zeit nach, und vermehren die Herden. Es ist daher leicht abzusehen, daß man im Alterthume den Durchgang der Sonne durch diese drey Zeichen des Frühlings mit den Namen dreyer Thiere bezeichnete, deren neuer Zuwachs durch den ganzen Frühling sichtbar ist. Die Zwillinge oder zwey Böcklein hat man darum unter die Frühlingszeichen gesetzt, weil die Ziege oft mehr als ein Junges wirft. Die Wuth des Löwen drückt schicklich die Hitze der Sonne aus, wenn sie das Zeichen des Krebses verläßt. Das Mädchen mit einer Hand voll Aehren, oder die Jungfrau, bezeichnet natürlich die Zeit der Ernte, welche alsdann zu Ende geht. Die Gleichheit der Tage und Nächte, welche die Sonne macht, wenn sie an den Wendezirkel kommt, konnte nicht besser bezeichnet werden, als daß man den Sternen, bey welchen sie sich zu dieser Zeit befindet, den Namen der Wage beylegte. Die Krankheiten im Herbste, wenn die Sonne zurück geht, sind durch den Scorpion bezeichnet, der Stachel und Gift bey sich führt. Die Jagd des Wildes, welche die Alten vornahmen, nachdem das Laub abgefallen war, wurde durch den Schützen, oder ei-

nen Mann mit Pfeil oder Keule bewaffnet, angezeigt. Der Wassermann ist ein Bild der Winterregen; und die Fische deuten auf Fischerey im Frühlinge.

Man muß hierbey bemerken, daß die Benennung dieser Gestirne in alten Zeiten und in entfernten Ländern gemacht worden ist, wo die Folge der Jahrsgeschäfte zum Theil anders war, als bey uns; und schon aus diesem Grunde ist es thöricht zu glauben, daß, wenn der Mond oder die Sonne in dieses oder jenes himmlische Zeichen tritt, dies in die Dinge auf der Erde und in die Schicksale der Menschen, in Absicht auf Segen oder Unsegen, einen besondern Einfluß habe. Hirten und Ackerleute in Chaldäa waren die ersten, welche sich mit der Sternkunde beschäftigten. In diesem ganz ebenen Lande zogen sie mit ihren Herden umher, und blieben da, wo sie einen bessern Weideplatz trafen. Um aber den Weg nach ihrem Orte sicher zu finden, richteten sie sich bey Tage nach der Sonne und bey Nacht nach den Sternen. Dadurch wurden sie mit letztern bekannter, gaben ihnen Namen, und faßten sie in Bilder. Die zwölf himmlischen Zeichen sind also nichts anders, als Sterne, die man, in Verbindung mit andern, auf dem Papiere in Figuren gebracht hat, um sie besser benennen und unterscheiden zu können, und die Jahrszeiten darnach einzutheilen.

Mancher Zimmermann will, wenn die Sonne in dem Zeichen des Krebses oder des Scorpions steht, kein Holz fällen, weil er glaubt, der Wurm komme in dasselbe. Wenn das Zeichen der Fische drey Tage hinter einander im Kalender steht, so soll es Regen bedeuten. Allein, wer die ungeheure Entfernung bedenkt, in welcher die Fixsterne von der Erde abstehen, und daß sie blos willkührliche Namen haben, der wird leicht einsehen, daß es Thorheit sey, ihnen solche Wirkungen beyzumessen. Wenn die Gluckhenne im Himmelszeichen der Jungfrau angesetzt wird, dann sollen die jungen Hühner gut aus den Eyern kommen und auch schön werden.

II. Nachrichten von Gespenstern, durch einen alten Mönch abgefaßt.

Das beste Mittel, eine stumme Gesellschaft gesprächig zu machen, ist, daß man sie auf Gespenstergeschichten bringt. Dies ist ein Beweis, daß dieser Gegenstand in vielen Köpfen ist und Aufmerksamkeit erregt. Jeder wird das Seinige gewiß dazu beytragen, jeder seine Geschichte recht fürchterlich erzählen. Man darf darum nicht, aller Erfahrung zum Trotz, die Wahrheit einer Erzählung verwerfen, weil man selbst noch nichts Aehnliches gesehen hat, oder weil

man es nicht begreifen kann. Wir glauben Vieles, das wir selbst nicht gesehen haben, und sehen dagegen Vieles, ohne zu wissen, wie es damit zugeht, und durch welche Kraft es bewirkt worden ist.

Unter fünfzig Erzählungen von Gespenstern hat kaum eine das Gepräge der Wahrheit; und wenn man diese eine untersuchen könnte, so würde sie gewiß viel von ihrer Glaubwürdigkeit verlieren. Die Menge der Gespenstergeschichten würde überhaupt bald auf eine geringe Zahl zurück kommen, oder vielleicht ganz verschwinden, wenn diejenigen, denen zuweilen etwas erscheint, Dreistigkeit genug hätten, zu untersuchen, was das sey, wovor sie sich fürchten, und wenn sie nicht aus vorgefaßter Meinung bey jedem Scheine, von Furcht übermannt, die Flucht ergriffen. Von den Sonntagskindern glaubte man ehedem einfältiger Weise, daß sie allein Gespenster sehen könnten. Jetzt sagt man, nur die am 29ten Februar (der doch nur alle 4 Jahre kommt) Gebornen könnten sie sehen. Worin sollte wohl die Ursache davon liegen? Etwa in dem Auge; oder in der Stellung des Gespenstes? Oder haben Gespenster die Macht, des einen Auge zu stärken, und den andern zu blenden? Es ist wirklich zu bewundern, wie sinnreich man bey Ausdenkung der Gespenstergeschichten gewesen ist; und wenn man alle Geschichten oder Lügen von der Art, aus alten und neuen Zeiten,

aufzeichnen könnte, was für eine ungeheure Menge würde das seyn!

Giebt es Gespenster? Keine Frage ist öfter aufgeworfen, keine weniger beruhigend beantwortet worden. Die heil. Schrift lehrt uns, wenigstens wenn sie recht erklärt wird, eigentlich nichts von Gespenstern. Das ist ein beträchtlicher Einwurf gegen ihr Daseyn; und die Weisesten im Volke wollen nichts von ihnen wissen. Dennoch giebt es nur wenig Menschen, die sich von Gespensterfurcht ganz frey gemacht haben, weil die Vorstellungen, welche man ihnen in der Jugend beygebracht hat, ihnen noch zu sehr ankleben, ob sie sich gleich von der Nichtigkeit oder Unmöglichkeit überzeugt haben. Eine Art der Gespenster sind, wie man glaubt, die nächtlichen Ruhestörer, die in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit dem Zinne in der Küche klappern, überall umher poltern, und denen, die ihnen zu nahe kommen, Ohrfeigen austheilen, worauf gewöhnlich aufgeschwollene Köpfe erfolgen. In den Häusern erscheinen gewöhnlich die Personen, die ehemals darin lebten, und noch etwas auf ihren Herzen hatten, als sie starben. Die alten Mütterchen hören sie seufzen und winseln; denn sie haben bey Lebzeiten entweder Geld verscharrt, welches sie bewahren oder den Lebendigen zeigen wollen; oder es geschieht ihren hinterlassenen Kindern und Freunden Unrecht, ihr Vermächtniß ist

verdreht und ihr letzter Wille unvollzogen geblieben. Oft kneipen sie zur Nachtzeit, und werfen aus dem Bette. Der Furchtsame wagt es nicht, bey Nacht in eine Kirche oder auf einen Thurm, über einen Kirchhof oder die Gerichtsstätte zu gehen. Seine Einbildungskraft wird ihn eine Schar von Geistern und Todtengerippen sehen lassen, und er wird sich glücklich schätzen, wenn er mit dem Leben davon kommt, und der Hals ihm nicht auf den Rücken gedrehet wird. In alten Klöstern haben Mönche ihre Behausung; sie gehen als Geister noch in ihren langen Röcken, wie sie bey Lebzeiten gingen, mit einem Bunde Schlüssel an der Seite, womit sie alle Thüren öffnen. Hier erscheint der Geist, so wie er in den Sarg gelegt wurde; dort läßt der Aberglaube so gar Thiere erscheinen.

Wie viel Leute giebt es, die sich vor Geistern nicht anders fürchten, als ob sie eine unumschränkte Gewalt über die Menschen hätten? Wenn die Nothwendigkeit einen solchen zwingt, über einen Ort zu gehen, wo Menschenschedel liegen, so fallen ihm hunderterley schreckliche Geschichten ein; die Furcht macht, daß er geschwinder fortschreitet er hört dumpfe Stimmen, und schreckliche Gestalten fahren ihm vor dem Gesichte herum. Dies betrifft oft selbst solche, die bey andern Gelegenheiten, wo es Leben und Tod gilt, unerschrocken bleiben. Ist es nicht thöricht,

vor Geistern sich zu fürchten, in deren Gesellschaft wir einst eintreten sollen, unter denen wir einst glücklich zu seyn hoffen? Ist es nicht noch thörichter, vor Geistern sich zu fürchten, von denen unsere Vernunft uns sagt, daß sie nirgends auf unserer Erde sind? Aber wie Mancher läugnet auch Gespenster, dem es doch grauset, wenn er im Finstern an einen berüchtigten Ort allein gehen soll?

Man hat die Wirklichkeit der Gespenster so gar aus einigen Schriftstellen beweisen wollen. Jesus erscheint seinen Jüngern auf dem Meere; sie erschrecken, weil sie glauben, es sey ein Gespenst. Jesus giebt sich zu erkennen, spricht ihnen Muth ein, widerlegt aber ihre Meinung nicht gerade zu. Aus diesem Stillschweigen schließt man, er habe die Meinung seiner Jünger gebilligt, sie müsse folglich gegründet seyn, weil der göttliche Lehrer auch nicht einmal stillschweigend Irrthümer habe billigen können. Ohne jene Stelle weitläufig zu erklären, kann man aber antworten: „Die Juden glaubten an Geistererscheinungen mehr als wir; sie hatten die Meinungen davon vornehmlich aus Babel mitgebracht. Jesus fand es nicht für gut, die Jünger jetzt darüber besonders zu belehren; aber er gab sich ihnen zu erkennen, und widerlegte dadurch allein ihren Irrthum. Auch nach der Auferstehung hielten die Jünger Jesum für einen Geist, wie er sich ihnen zeigte, und man sehe dort, wie er sich dabey benimmt.“

Es ist uns eine Wiedervereinigung der Seele mit dem Leibe versichert. Diejenigen, welche geistige Erscheinungen glauben, setzen voraus, daß die Seele, so bald sie sich von dem irdischen Körper trennt, mit einem andern umgeben werde; da doch die Bibel sagt, daß erst bey der Auferstehung die Leiber verklärt aus dem Grabe hervor gehen, und die Seelen mit ihnen wieder vereinigt werden sollen. Sie lassen die Geister bald schwarz, bald weiß, bald grau erscheinen, geben ihnen bald diesen, bald einen andern Anzug, ohne zu erwägen oder zu bestimmen, woher sie diese Kleidung oder Farbe etwa nehmen könnten. — Die guten oder bösen Handlungen der Menschen in diesem Leben stehen mit Belohnung oder Bestrafung in der Ewigkeit in eben der Verbindung, wie Aussaat und Ernte. Kommt die Seele gleich nach ihrer Trennung von dem Körper an den Ort ihrer Bestimmung, oder wird sie bis zum jüngsten Tage zu der Wiedervereinigung mit dem verklärten Leibe irgendwo aufbehalten? Daß die Seele, so wie sie ist, als Geist, und ohne einen Körper anzunehmen, nicht gesehen werden könne, und daß das ohne Gottes Zulassung nicht möglich sey, das läugnen selbst auch die nicht, welche Geistererscheinungen glauben, und sie selbst gehabt haben wollen. Hier entstehen aber die Fragen: Was für Nutzen würden Geistererscheinungen haben, wenn sie auch Statt finden könnten? Was für Entdeckungen zum Glücke der

Menschen würden die Geister machen oder veranlassen? Und wenn sie keinen Nutzen haben, warum sollte Gott sie zulassen?

Man sieht den Erzählungen von Gespenstern und Erscheinungen beym ersten Anblicke das Fabelhafte an. Hier ist eine von der Art. Zwey Personen lebten in der vertrautesten Freundschaft. Als der eine in den Krieg ging, wurden sie zu einem Gespräche von der Beschaffenheit der andern Welt, und zu dem wechselseitigen Versprechen veranlaßt, daß der, welcher von ihnen am ersten sterben würde, dem andern Nachrichten von daher bringen sollte. Jener reiste ab, und der Zurückgebliebene hatte in mehrern Monaten keine Nachricht von ihm, bis er eines Morgens früh, da er sich noch im Bette befand, den Vorhang wegziehen und seinen Freund leibhaftig vor sich stehen sah. Er sprang aus dem Bette, ihn zu umarmen; jener aber bedeutete ihn, daß es dazu jetzt nicht mehr Zeit sey, er wolle nur sein Versprechen erfüllen. Er sey nicht mehr unter den Lebendigen; denn er sey in einem Scharmützel geblieben. Zugleich zeigte er den Ort, wo ihn die Kugel getroffen hatte; das Blut floß noch daraus — und er verschwand. Alles bestätigte sich bald. — Wenn man diese Geschichte, so wie sie da steht, liest oder hört, ohne nur zweifeln zu wollen, ob sie ganz wahr sey, so wird man sie als Beweis von der Möglich-

keit der Wiedererscheinung nach dem Tode ansehen und anführen. Aber wer waren die beyden Vertrauten, wo lebten sie und in welchen Krieg ging der eine? Wo wurde er getödtet? Ist es nicht wahrscheinlich, daß der Zurückgebliebene durch einen lebhaften Traum, durch Einbildungskraft getäuscht wurde? Was ist natürlicher, als daß ein Freund, der den andern im Kriege weiß, für dessen Leben besorgt ist, oft an ihn denkt, oft von ihm träumt, oder sich ihn vorstellt. Je zärtlicher die Freundschaft war, desto lebhafter werden alle Vorstellungen von ihm seyn. Und wird nicht eine erhitzte Einbildungskraft selbst ein Bild von ihm darstellen? Wird es außerordentlich zu nennen seyn, wenn endlich einmal der Erfolg wahr macht, was jener so oft und auf so mannigfaltige Weise dachte? Was kann leichter erfüllt werden, als eine Todesahndung von dem, der gegen den Feind zu Felde steht? Wozu soll endlich eine solche Abrede anders dienen, als zur Befriedigung der Neugier, welcher Gott besonders hierin so enge Grenzen gesetzt hat? Wenn man eine Geschichte, dergleichen die gegenwärtige ist, glauben soll, so müssen ächte Zeugen die Wahrheit derselben bestätigen. Diese aber fehlen hier ganz. — Leute, die etwas, als selbst gesehen, erzählen, müssen, wenn man ihnen glauben soll, redlich und von Vorurtheilen frey seyn; sie müssen den Willen haben, wahr zu erzählen, und beweisen können, daß sie zu der Zeit, da sie etwas

sahen, sich ihrer wohl bewußt waren. Beurtheilt man eine Erzählung hiernach, so wird sie gewiß von ihrer Glaubwürdigkeit verlieren; und man wird finden, daß dergleichen Erzählungen nichts, als Geburten einer zu lebhaften Einbildungskraft der Lebenden sind. Und was soll man von einem Geiste denken, aus dessen Wunden man Blut fließen sieht, und der gleichwohl beym Befühlen nur Wind seyn soll? Menschen können im Leben zwar Abrede nehmen, sich aus dem Reiche der Todten Nachricht zu bringen; ob dann aber die verabredete Erscheinung wirklich erfolge, das ist unglaublich. Der Verstorbene kommt gewiß nicht wieder. Daß aber nicht Grauen, Angst und Schreckbilder den zurückgebliebenen Lebenden verfolgen, wer könnte das unwahrscheinlich finden?

Die Umstände bey Erzählungen von Gespenstergeschichten werden oft so verwirrt, daß man Mühe hat, die Veranlassung dazu zu entdecken. Oft bleibt die Geschichte ganz unentwickelt, behält ihr Ansehen, geht von Mund zu Mund, erhält immer Zusätze, und wird auf Kind und Kindeskind fortgepflanzt. Man wird daher nicht leicht diese Gespensterfurcht aus den Köpfen bringen, ungeachtet ein altes abergläubiges Weib, eine einfältige Magd, ein dummer Knecht (denn diese sehen die Gespenster gewöhnlich) so unzuverlässige Zeugen sind. Der größte Theil der Menschen hat weder Verstand und Aufmerksam-

keit noch Muth genug, die Vorfälle einzusehen oder zu untersuchen. Was Wunder, wenn sie sich von Vorurtheilen nie los machen, nie hinter die Wahrheit kommen?

Ich wurde, so erzählt K., ein Arzt, zu einem todkranken Prediger gerufen, und da man die Gefahr groß vorstellte, so ritt ich noch spät dahin. Der Mond schien hell; ich war der Gegend kundig, reiste allein, und kam endlich in ein mir wohlbekanntes Gehölze. Kaum war ich hinein, so stutzte mein Pferd, und ich spornte es umsonst. Nun lenkte ich um, und ritt durch einen Nebenweg auf die ordentliche Straße. Auf ein Mal stund es wieder. Ich machte die Pelzkappe vom Gesichte zurück; Himmel, was sah ich? Einen Todten, mit einem mit Blut und Beulen bedeckten Gesichte, in einem Sarge unter einer Eiche! Nun fing meine Einbildungskraft an zu wirken, ich sah, wie der Todte sich aufrichtete, wie er mich ansah, und Miene machte, aus dem Sarge zu steigen und mich anzufallen. Kaum behielt ich noch so viel Muth, daß ich dem Pferde den Zügel schießen, und es nach Hause rennen ließ. Da ich im Wirthshause eines Dorfs, wo ich durchreiten mußte, Licht sah, so ging ich hinein, mich zu erholen. Der Wirth merkte meine Bestürzung, und sagte, ich hätte im Walde gewiß das Gespenst gesehen, und fing an, gräuliche Geschichten zu erzählen. Nun

ritt ich nach Hause, und hörte schon am Morgen früh die abenteuerliche, Geschichte, daß in voriger Nacht der Teufel, auf einem schwarzen Pferd reitend, einem Manne im Walde den Hals umgedreht hätte, und dann, mit Zurücklassung eines häßlichen Gestanks, verschwunden sey. Inzwischen kam ein neuer Bote, der mich zu dem Patienten holte, wo ich bald anlangte, und die Geschichte noch fürchterlicher hörte. Der auf einem schwarzen Pferde habe die im Walde unter die Eiche gesetzte Leiche holen wollen, und die Hüter verjagt; weil sie sich aber mit Kreuzen gesegnet, und der Schulmeister dabey gewesen, so wäre er, mit Zurücklassung eines gräulichen Gestanks, unverrichteter Sache wieder verschwunden. Ich merkte nun wohl, daß man mich für den Teufel angesehen hatte, und erzählte, daß ich auf einem schwarzen Pferde das Rauche des Pelzes auswärts gekehrt, und in eine schwarze Kappe vermummt, in den Wald geritten sey, und einen Todten im Sarge habe liegen sehen. — Ganz recht, sagte der Schulmeister, ich bin selbst bey denen gewesen, welche die Leiche abholen sollten, die auf der Grenze gefunden worden war. Herr Doctor, glauben Sie mir, ich sah mich um, und da kamen mir die Zipfel an ihrer Reisekappe so vor, wie die Hörner, welche der Teufel haben soll. —

Die meisten Menschen haben die Gespensterhistorien vom Hörensagen; sie wissen selbst nicht, was

Gespenster sind, und lassen sich doch so ungern davon abbringen. Wie oft wurde der Betrug entdeckt, den Spasvögel, Verliebte, Betrieger ꝛc. als Gespenster spielten. Ja, sagt der Abergläubige, es veraltet, oder es hört mit der Zeit da auf zu spuken, wo es ehedem der Fall war. Möchten die Thorheiten unter den Menschen veralten! Aber sie behaupten ihre Rechte, und die Gespenster hören auf zu poltern.

Ich mag hier das Abenteuer des Obersten Bretiole nicht der Länge nach erzählen, der bey einer Reise nach Rendsburg in einem Dorfe übernachten mußte, wo ein altes unwirthbares Schloß war, aus welchem keiner wieder kam, der es gewagt hatte, über Nacht in demselben zu bleiben. Er wollte jedoch wohl bewaffnet nebst seinem Bedienten da schlafen; aber es gereuete ihn bald, als er den gräßlichsten Lärmen hörte, und eine gräuliche Gestalt erblickte, welche ihn zerkratzte und mit Ketten jämmerlich zerschlug. Das Ungeheuer entfernt sich, der Ritter schleicht ihm nach, und wird vor ein unterirdisches Gericht gebracht, das ihn aber unter dem eidlichen Versprechen wieder los läßt, nichts von dem Geschehenen zu entdecken. Nach Verlauf eines Jahres befand B. sich auf seinem Landgute. Ein Reitknecht, mit zwey schönen kastanienbraunen Hengsten an der Hand, hielt vor dem Hofe, und verlangte den Ritter zu sprechen. Er händigt ihm ohne Ver-

zug einen Brief ein, läßt die zwey Pferde stehen, und reitet schnell davon. Der Ritter erhielt eine goldene Münze, wurde seines Versprechens entledigt, und das Geheimniß hatte ein Ende. Es waren falsche Geldmünzer, die dieses Schloß zeither so unsicher gemacht hatten.

In dem Hause des Archidiaconus Zobel in Anaberg ließ sich ein Gespenst sehen, welches, in der Gestalt eines alten Weibes oder eines zotigen Hundes, sein Unwesen trieb, und die Hausbewohner mit Steinwürfen und auf andere Weise beunruhigte, bis Anton Friedel bey geübter Dieberey gefangen wurde, und wieder Vermuthen gestand, daß er im Zobelschen Hause den Unfug angerichtet habe. Durch eine zotige Decke habe er die Verwandlungen bewirkt, wobey ihm seine kleine schlanke Leibesgestalt zu Statten gekommen sey, und er könne auch wie ein Hund laufen und bellen. Wiewohl er sich erbot, die Stücke vor allen Anwesenden zu machen, so wurde er doch als ein Teufelsbanner zum Tode verurtheilt.

In einem gewissen Städtchen glaubte man in einem Grabe ein schmatzen zu hören. Viel Neugierige, die sich davon überzeugen wollten, legten das Ohr an das Grab, und sagten, die Leiche schmatze. Nachdem man die Sache genauer untersuchte, fand

es

es sich, daß nicht weit von dem Grabe in einem Mauerloch an der Kirche junge Eulen waren, die diesen Schall verursachten.

Der Furchtsame ist schon oft betrogen worden; aber es könnte doch wohl seyn, daß es wahr wäre — alle Zeiten sind nicht gleich, meint er.

W. ritt in der Nacht durch einen hohlen Weg, das Pferd stutzte, er stieg ab, fühlte hin, was etwa da läge, und bekam etwas Haarichtes in die Hand. Nun nahm er die Flucht, blikte zurück und sah, wie sich etwas allmählig erhob, und lange Ohren in die Höhe streckte, wobey er zugleich einen bekannten Ton hörte. Es war des Müllers Esel, der auf dem Felde zurük geblieben war. W. erinnerte sich, daß die Mühle in der Nähe sey, und freuete sich über seine Entdekung. — Dies mag unter andern lehren, daß man sich hüten müsse, so wenig als möglich bey Nachtzeit zu reisen, weil die Vorfälle so sonderbar seyn können, daß man wenigstens einen Schreken davon trägt, wenn sie sich gleich nachmals erklären. Ein in der Gegend Unbekannter wäre im vollen Galopp zurück geritten, und hätte den Vorfall für einen sichern Beweis gelten lassen, daß Gespenster die Nächte unsicher machen.

Die Geschichte zeigt auch Beyspiele, daß ein ungebildeter Religionseifer Spukereyen veranstaltet

hat. Ein protestantischer Prinz von bekannter Stärke wurde manche Nacht von einem Gespenste beunruhigt, das Ketten schleppte und auf die Ketzer schimpfte. Ueberdrüssig der strafenden Stimme faßte der Prinz, muthig wie Simson, das Gespenst und fühlte bald, daß es dichte Beine und Knochen hatte. So gleich eilte er mit demselben an das Fenster, und warf es, alles Zappelns ungeachtet, in den Graben hinunter, worauf es seitdem nicht wieder erschien.

Eine gewisse Frau, der man die Hälfte des Hirnschedels hatte abnehmen müssen, und die ihre Almosen darin sammelte, wurde einst auf dem Kopfe von Jemand stark mit dem Finger angerührt; sie schrie und sagte, man hätte sie tausend Lichter sehen lassen. — Sollten nicht auch bey uns Bewegungen oder Drüke (die wir aber nicht immer bemerken) Vorstellungen, oder gar Schrekbilder erzeugen können? Daraus würden sich Erscheinungen erklären lassen, an deren Glaubwürdigkeit man nicht zweifeln kann, die aber keine außer dem Menschen vorhandenen Bilder, sondern Wirkungen der getäuschten Sinne und der Einbildungskraft sind. — Ein ehrwürdiger, gelehrter Greis fragte, als er mit seinen Söhnen speiste, wer das Mädchen sey, das an der Seite seines Stuhls stehe? aber keiner sah sie. So müssen denn in den Gehirnfibern oder

Sehnerven dieses alten Gelehrten gewisse Bewegungen erfolgt seyn, die solche Eindrücke machten, welche mit dem Anblike eines Mädchens verbunden waren. Das Bild, welches dieser Greis sah, konnte unmöglich ein Körper seyn, der außer seiner Vorstellung wirklich da gewesen wäre; denn sonst hätten seine Söhne das Mädchen auch sehen müssen.

H. geht des Abends vor die Thür seines Hauses, um den gestirnten Himmel zu sehen. Indem er aus der Stube tritt, sieht er das Hausmädchen auf dem Stuhle sitzen und spinnen. Sie kommt ihm an der Treppe entgegen, und er weicht aus; er öffnet die Stubenthür, und sieht sie zu seinem Erstaunen auch da auf dem Stuhle sitzen und spinnen. Diese Erscheinung war demnach weiter nichts, als eine erneuerte Erschütterung, die demjenigen sinnlichen Eindrucke in seinem Gehirne ähnlich war, der darin verursacht wurde, als bey seinem Herausgehen aus der Stube die Lichtstrahlen von dieser Person in seine Augen fielen; welches um so glaubwürdiger ist, da er, um einige kleine Sterne wahrzunehmen, seine Sehnerven sehr angestrengt hatte. Erscheinungen sind also möglich, aber sie sind nicht in der Wirklichkeit vorhanden.

Vorwitz und Furcht haben schon Manchen ins Unglück gebracht: von beyden muß man sich gleich

weit entfernen. Geisterfurcht ist (freylich durch Anderer Verwahrlosung) dem Menschen ganz eigen geworden. Der vermeinte Muth verwandelt sich in Zaghaftigkeit, wenn er den Gedanken lebhaft denkt, daß jezt der Geist kommen und ihm den Hals auf den Rücken drehen könne. In einer Spinnstube kam das Gespräch wie gewöhnlich auf Gespenster; Eine rükte näher an die Andere an. Nur eine Magd wollte Muth haben. „Wovor fürchtet ihr euch, sagte sie, nur die Lebendigen können uns etwas thun, die Todten nicht. Ich will, wenn ihr wetten wollt, jezt hingehen, und mich auf das neueste Grab setzen. Und damit ihr sehen könnt, daß ich da gewesen bin, will ich diese Spindel in den Grabhügel steken; morgen sollt ihr sie da sehen.“ Sie geht und findet leicht den Ort, wo sie über die Kirchhofmauer steigen kann, und dann den Hügel, in welchen sie die Spindel wirklich einstekt. Sie will nun wieder weg, aber sie kann nicht; es war, als würde sie fest gehalten, als sähe sie Hände aus dem Grabe hervor kommen, die sie hinab ziehen wollten. Sie reißt sich mit Gewalt los, flieht halbtodt, fällt über alle Gräber, läuft an der Kirchhofmauer auf und ab, und kann den Ort nicht wieder finden, wo sie herüber gekommen war; endlich findet sie ihn, und kommt erblaßt wieder. Indem sie nämlich die Spindel in die halbgefrorne Erde eindrükte, hatte sie unvermerkt durch die Schürze sich selbst mit angehef-

tet. — Ein Anderer prahlte, unerschroken in das Gewölbe der Kirche zu gehen, und zum Beweise, daß er da gewesen sey, einen Nagel in den Sarg zu schlagen. Er geht, bleibt lange aus, man befürchtet seinetwegen etwas, sucht, und findet ihn todt in dem Gewölbe neben dem Sarge liegen. Er hatte sich selbst durch den Rock an den Sarg geheftet. — Wozu dieser Vorwitz? —

Aber auch unzeitige Furcht vor Gespenstern hat Manchem das Leben gekostet, Manchen abgehalten, seinem nothleidenden Nebenmenschen zu Hilfe zu eilen. Die traurige Erfahrung lehrt nämlich, daß Menschen, die noch nicht todt waren, begraben worden sind. Man fand zufällig die schrecklichen Anzeigen, wie sie sich dem Tode zu entziehen, oder ihrem Leben das baldigste Ende zu machen gesucht hatten. Oft war Gespensterfurcht die Ursache, daß sie nicht gerettet wurden. In E. gehen Weibspersonen um Mitternacht aus der Spinnstube nach Hause und hören am Kirchhofe, der im Städtchen selbst war, ein hohles Pochen. Sie verdoppeln ihre Schritte, und des andern Tages breiten sie die vermeinte Spukhistorie in der Stadt aus, die auch zu den Ohren der betrübten Familie kommt. Ach, er hatte sich die Finger zerkratzt, der nicht lange verstorbene treue Vater, hatte sich die Adern aufgebissen, aus Verzweiflung, oder um sein Leben zu endigen!

Ein Bettler kommt im Winter Abends spät, halb erfroren, in ein Dorf, und geht, da er das Schulhaus noch offen findet, hinein, um über Nacht darin zu bleiben. Des Morgens finden ihn die Kinder erstarrt, machen ein Geschrey, und laufen davon. Er wird bey Seite gelegt, und noch diesen Abend begraben. In der darauf folgenden Nacht hörte der Wächter ein Pochen im Grabe und eine klägliche Stimme. Er meldet es dem Schulzen, findet aber kein Gehör. Der Nachtwächter hört dann wieder im Grabe ein dumpfes Geräusch und seufzende Töne, und thut dem Schulzen abermals dringende Vorstellung. Der Schulze geht früh zum Oberamtmann, welcher an einem andern Orte wohnt, um Verhaltungsbefehle einzuholen, und da dieser noch schläft, sagt er nichts, bis er aufgestanden ist. Man öffnet das Grab, welch ein Anblick! Der Bettler war wieder aufgelebt, und nun wirklich gestorben. Alle standen erstarrt da; dem Schulzen ging es durch alle Adern, er erkannte, wiewohl zu spät, seinen dummen Aberglauben von Gespenstern, und wußte sich mit weiter nichts, als mit einem: „Das hätte ich nicht gedacht!" — zu entschuldigen.

So schrecklich sind die Folgen des Gespensteraberglaubens, so unfähig macht er den Menschen fast zu jeder guten Handlung, wozu einige Entschlossenheit gehört. Sollte man sich davon nicht entfernen?

Sollte man nicht Jeden davor warnen, und besonders Kinder davor zu bewahren suchen? Die Geschwätzigkeit der Kindermädchen, welche den Kleinen, um sie ruhig zu erhalten, mit dem Popanz und andern albernen Dingen drohen, sie damit zu Bette jagen u. s. w. ist von größerm Nachtheile, als man glaubt. Denn da diese Wahrheit oder Unwahrheit noch nicht unterscheiden können, und alles, was man ihnen vorsagt, auf Glauben annehmen, so halten sie auch das sonderbarste Geschwätz für wahr. Und da nichts schwerer ist, als Kindern das wieder auszureden, was sie einmal als wahr angenommen haben, so bleibt ihnen die Furcht vor Gespenstern auch bey zunehmenden Jahren, und sie werden von derselben unaufhörlich gequält. Aeltern sollten es als eine ihrer ersten Pflichten ansehen, jenen Unfug zu verhüten, und das Zutrauen, welches die Kleinen zu ihnen haben, dazu benutzen, ihnen Wahrheit und richtige Begriffe beyzubringen. Wie aufgebracht würden sie werden, wenn sie sähen, daß man ihre Kinder am Leibe verstümmelte? Wenn man aber ihren Geist verunstaltet, so bleiben sie ruhig, und sehen es gern.

Man kann auf einem Gestelle, das mitten auf dem Tische steht, ein Gespenst erscheinen lassen. Dazu braucht man eine kleine Zauberlaterne, welche man in einen Kasten stellt, der so groß ist, daß er

noch außer dem einen schiefliegenden Spiegel enthalten kann. Dieser muß beweglich seyn, damit man den Lichtstrahl, den die Laterne von sich wirft, vermittelst desselben so richten könne, daß er durch eine Oeffnung, die sich oben an diesem Kasten befindet, herausgebracht werde. Die Oeffnung muß mit einem dünnen Brette oder einer Fallthüre bedeckt seyn, die vermittelst zweyer Bänder beweglich ist, damit man, wenn sie auf ihren Seiten verschlossen ist, jene Oeffnung nicht sehen könne. Derjenige Ort des Kastens, der gerade über dem Kamine der Laterne ist, muß einige Löcher bekommen, damit der Rauch der Lampe durch dieselben ziehen könne; man muß auch ein kleines längliches Kohlenbecken an eben diesen Ort hinstellen, das nur so groß ist, um einige kleine Kohlen hinein legen zu können. Ferner muß man ein Glas haben, das nach Belieben hinauf und hinab steigen kann, und aus dieser Ursache in einer verticalen Stellung stehen muß. Dieses Glas muß durch eine Schnur gehalten werden, die über eine Rolle auf der Seite des Kastens heraus geht, damit man dasselbe durch sein eigenes Gewicht leicht hinab lassen oder hinauf ziehen könne. Auf dieses Glas kann man ein Gespenst, nach eines Jeden Begriffe malen, doch muß dieses Bild verkürzt gemalt werden, weil die Gestalt des Gespenstes auf diesem Rauche viel länger erscheint, als sie wirklich auf dem Glase ist. Zur Bildung eines recht dicken Rauchs

kann man Kälberhaare, oder den Abgang von Wolle, oder auch Pech auf Kohlen gestreut brauchen. Jene Erscheinung wird Verwunderung hervor bringen, weil die Zuschauer die Ursache davon nicht sehen und also nicht wissen, wem sie diese plötzliche Erscheinung des Gespenstes zuschreiben sollen, dessen Kopf zuerst aus dem Rauche hervor zu kommen scheint, und das nur nach und nach vollständig gesehen werden kann, so wie es auch wieder verschwinden wird, so bald man nur die Schnur anzieht. Wenn man die Lampe in dieser Laterne anzündet, und den Spiegel gehörig gestellt hat, so trägt man dieses Gestell herbey, und setzt es auf den Tisch, indem man die Zuschauer warnet, daß sie nicht erschrecken sollen. Darauf bringt man das Kohlenbeken an seinen Ort, streut ein wenig gepülvertes Rauchwerk darauf, hebt dann die Fallthüre auf, und läßt die Schnur langsam herab gehen. Wenn man merkt, daß der Rauch beynahe aufhören will, so zieht man die Schnur, damit die Figur verschwinde, und verschließt die Fallthüre wieder. Bey dieser Belustigung müssen alle Lichter im Zimmer ausgelöscht, und das Gestell muß auf einem hohen Tisch gesetzt werden, damit der Zuschauer die Oeffnung nicht sehen könne, durch welche der Lichtstrahl fällt. Man kann veranstalten, daß das Gespenst in menschlicher Größe erscheint.

Eine sonst gute und ehrliche Bauersfrau auf einem Dorfe unweit Jena war im Hause ihres neuen Schwiegersohns Abends allein in ihrer Kammer, wo sie zu thun hatte. Hier fällt ihr plötzlich mit einem eiskalten Schauer der Gedanke ein: wie wenn dir jetzt die erste Frau deines Tochtermanns erschiene! Mit diesem Eindrucke kehrt sie bey einbrechender Nacht, zurück nach ihrem Wohnorte. Unterwegs däucht es sie nun, weil sie diesen Gedanken immerfort im Kopfe behielt, und sich fürchtete, als lege sich etwas Schweres in ihren Korb, den sie auf dem Rücken trug, und als müsse sie dies den ganzen halbstündigen Weg über durch ein Hölzchen bis nach Heilsberg, ihrem Wohnorte, tragen. Mit der größten Herzensangst legt sie den Weg zurück, kommt leichenblaß bey den Ihrigen an, und — stirbt wenige Tage darauf, als ein unglückliches Opfer ihrer abergläubigen Furcht. Die Schwere, die sie fühlte, kam wohl blos von der Beängstigung her, die ihr Blut in den Adern stocken machte, und ihr ungefähr eine solche Empfindung verursachte, wie wenn uns ein Bein eingeschlafen ist.

Ein junger Mann besuchte im Herbste 1789 einen Freund auf dem Lande, wo ihm seine Wohnung in einem Gartenhause angewiesen wurde. Einst las er hier des Abends noch um 12 Uhr in einem Buche, als er plötzlich durch ein Pochen gestört wurde,

dem ein starkes Stöhnen folgte. Er hielt dieses für Täuschung; allein das Pochen ward stärker und das Stöhnen vernehmlicher, welches letztere er jetzt für das Aechzen eines sterbenden Menschen erkannte, wobey er zugleich deutlich bemerkte, daß es in dem verschlossenen Hause selbst war. Jetzt wollte er untersuchen. In der einen Hand das Licht, in der andern den Degen öffnete er die Stubenthüre, und fragte: Wer da? Alles war still, keine Antwort, kein Pochen, kein Gewinsel mehr. Das Ding hat weniger Herz, als du, dachte er, und stieß ein starkes: Wer da? noch ein Mal heraus. Aber kein Laut, keine Antwort auf seine Frage. Nun durchsuchte er jeden Winkel seines Hauses, und auf ein Mal kam das Gewinsel näher, und das Pochen wurde lauter. Jetzt ging er schnell auf die Ecke los, woher die Töne kamen, wurde jedoch mitten in seinem Heldenschritte aufgehalten. Ein Etwas packte seinen Rockzipfel von hinten, daß er weder wanken noch weichen konnte. Er stieß heftig mit dem Degen hinter sich, und fühlte, daß er etwas durchbohrte. Erschrocken, daß er vielleicht Menschenblut vergossen habe, drehte er sich halbschüchtern um, aber so wie er sich umdrehte, ging auch der Degen, den er nicht wieder zurück gezogen hatte, mit ihm herum, bis er endlich entdeckte, daß er in seinen eigenen Oberrock gestochen hatte. Indem er noch außer sich da stand, entdeckte er zugleich mit leichter Mühe die Sache. Eine

kleine Ofenthür, die der Wind auf und zutrieb, stieß, je nachdem der Wind stark oder schwach war, an ihren Falzhaken, und verursachte das Pochen; und da sie nicht eingeschmiert war, knarrte sie, und bewirkte das ihm so fürchterliche Winseln. Die Mordgeschichte des Oberrocks entwickelte sich auch bald dadurch, daß, indem er vor der Thür vorbey ging, durch Zufall ein Zipfel davon zwischen dieselbe geschlagen war; der Wind zog die Thür an, und klemmte folglich den Rock ein. Ob ich nun wohl, sagte er, alles vollkommen einsah, so gehörte doch wohl eine Stunde dazu, mich zu beruhigen, und ich fühlte mich so entkräftet, daß ein starker Schlaf nöthig war, um mir neue Stärke zu geben. — Daß diese Spukgeschichte nicht schlimmer für mich ausfiel, danke ich meinen Aeltern und meinem Jugendlehrer, die mir früh die Weisheitsregel einflößten: „Vor dem Glauben in der Art Dingen erst zu untersuchen, und es zum unerschütterlichen Grundsatze zu behalten — daß in Gottes Welt alles natürlich zugehe.

Gegen Weihnachten 1791 starb in Halle der Böttchermeister H. ein stiller und arbeitsamer Bürger und ein guter Vater von sieben ihm ähnlichen Kindern. Die beyden jüngsten, ein Sohn von 13 und eine Tochter von 17 Jahren, welche diesen Verlust aufs schmerzlichste fühlten, blieben, bis auf ein Paar Miethleute, allein in ihrem väterlichen Hause.

Nach einiger Zeit erhebt sich in der Nacht ein fürchterliches Poltern auf dem Boden; es wirft und stößt an die Thüren. Nahe Blutsfreunde behaupten, dies sey der Vater, er habe keine Ruhe. Bald nachher sprach ein Nachbar zu dem andern: Meister H. geht spuken! Dieses Gerede betrübte die ohnehin gebeugten Kinder noch mehr, nicht weil sie daran glaubten, (denn dazu hatten sie viel zu gesunde Begriffe von ihrem Vater und ihren Lehrern erhalten) sondern dieses Gerede kränkte sie, weil sie ihren rechtschaffenen Vater kindlich geliebt hatten, und ihm so etwas mußten nachsagen hören. Doch die beherzte Miethfrau machte dem Spuken ein Ende. Sie paßte dem Poltergeiste auf, sprang, wie sie den Lärmen hörte, mit dem Lichte vor die Hausthür, und rief die Nachbarn herzu. Aber so gleich war der Geist verschwunden und alles Nachsuchen vergebens. Endlich gukte noch Jemand in den Hofbrunnen, und entdekte zwey Soldaten darin. Einige Unterofficiere citierten diese Geister bald herauf, und der schlimmste wurde zwey, der andere einen Tag Spießruthen gejagt. Der Rädelsführer war der Schwager des Verstorbenen, welcher mit seinem Gehilfen die Kammer der Verwaisten ziemlich ausgeleert hatte.

Der Glaube an Gespenster und Erscheinungen *) ist sehr alt, und fast so lange in der Welt gewesen,

*) Unter Gespenstern versteht man die Erscheinung eines Geistes aus einer andern Welt, der seine Ge-

als Menschen darin sind. Unwissenheit und Aberglaube erzeugten und nährten ihn. Natürlich war es, daß Menschen, welche mächtigere Wesen, als sie selbst sind, über sich erkannten, auch ihre Wirkungen in einem jeden ihnen unbegreiflich scheinenden Ereignisse zu finden glaubten. Nachforschen und Prüfen sind zwar die Wege, welche den Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit führen; aber hierzu fehlt es oft an Gelegenheit, es ist mit Mühe oder mit Gefahr verknüpft. Erfahrung lehrt daher, daß, je ungebildeter und roher ein Volk war, je weniger Erkenntniß es in Religion und Naturlehre besaß, desto größer und allgemeiner auch unter ihm jener Glaube an Gespenster und Erscheinungen war. Jedes auffallende Naturereigniß, jede Begebenheit, die der schwache Verstand nicht beym ersten Anblicke durchschauete, schrieb man einem guten oder bösen Geiste zu. List und Betriegerey derer, welche Vortheile dabey fanden, das arme Volk, welches so gern das Auffallende anstaunt und begierig nach Wundern hascht, zu täuschen, vermehrte und bestärkte jenen Glauben, und gab ihm größeres Ansehen und ausgebreitetere Gültigkeit. Je mehr indeß die Menschen sich daran gewöhnten, über jede vorkom-

---

genwart auf irgend eine sinnliche Weise zu erkennen giebt. Erscheinungen hingegen kommen mit den gewöhnlichen Kräften der Natur überein, und werden durch Betriegereien, Zufall ꝛc. erzeugt.

mende Begebenheit vernünftig zu denken, je ausgebildeter ihr Verstand wurde, desto mehr schwand auch jener Glaube. Unser Zeitalter hat hierin merkliche Vorzüge; indessen ist der Aberglaube bey weitem noch nicht getilgt, und man findet gar oft, daß Leute ihm anhängen, von welchen man das am wenigsten hätte vermuthen sollen. Man beruft sich auf Geschichten, die man selbst erfahren oder von glaubwürdigen Zeugen gehört hat; aber gerade dies ist der trieglichste Weg, hier die Wahrheit zu erforschen; denn die Erzählungen Anderer sind gewöhnlich mit Zusätzen verunstaltet, und uns selbst fehlt es, wenn wir etwas Unnatürliches zu sehen und zu hören glauben, nicht selten an Muth, genau zu untersuchen; oder wir sind beym Untersuchen nicht glücklich genug, die oft sehr versteckten Ursachen einer uns übernatürlich scheinenden Begebenheit zu entdecken. Auch kann das zuweilen mit Gefahr verknüpft seyn, und muß daher immer mit Ueberlegung und Vorsicht geschehen.

B. lebte einst in V. und wohnte in dem linken Flügel eines ziemlich großen Gebäudes, das seiner Lage und innern Einrichtung nach sehr grausend war. Sein Wohnzimmer hielt man für verdächtig, keiner wagte sich des Abends allein dahin. Viele wunderbare Geschichten, welche sich da zugetragen haben sollten, wurden erzählt. Einst saß er noch spät in

der Nacht beschäftigt, als er vernehmlich die Stimme eines sich in der Noth befindenden Menschen hörte. Er untersuchte den Vorsaal und die nächsten Zimmer, und fand alles in der besten Ordnung. Er horchte genauer, und dem Schalle nach zu urtheilen, konnte jenes ängstliche Winseln nirgends anders als in einem nahen Cabinette seyn, welches aber verschlossen war. Jenes Seufzen ließ sich nach einiger Zeit mit vermehrter Stärke hören. Doch bey genauerer Untersuchung fand es sich, daß in der dem Cabinett gegen überstehenden Wand ein kleines Kamin war, vor welchem ein Schirm und vor diesem ein kleiner Schrank stand. Von dem Zuge der Luft nun wurde jener Schirm gegen den Schrank getrieben, und wieder zurück gezogen, und hierdurch jenes der menschlichen Stimme so auffallend ähnliche Geräusch hervor gebracht.

Zu E. in Z. erhielt der Pastor M. die erledigte Predigerstelle eines seiner gewesenen Collegen, und bewohnte zuerst ein sehr altes und baufälliges Haus, dem unter andern auch dieser Fehler angedichtet wurde, daß es darin spuken sollte. Er war aber über diese Meinung längst hinweg. Einige Tage nach seiner Ankunft sitzt er des Abends spät in seiner Stube, als unverhofft laut an seine Stubenthür geklopft wird. Er öffnet sie, und findet Niemand; auch waren die Thüren des Hauses aufs beste

ver-

verschlossen, daher er wieder zu seinen Geschäften eilt. Nach Verlauf einiger Minuten pocht es wieder eben so hell an seine Thür. Er untersucht zum zweyten Male, findet aber wieder alles in der besten Ordnung. Endlich entschließt er sich zu Bette zu gehen; indem aber entdeckt ihm eine Maus, die aus den Kleidungsstücken springt und in das Uhrgehäuse flüchtet, das ganze Geheimniß. Diese Thiere, die in jenem alten Gebäude in großer Menge vorhanden waren, begaben sich zuweilen, wenn sie kein Geräusch mehr bemerkten, in die Uhr, liefen an der schlaffen Leine derselben, woran man unten gewöhnlich eine kleine hölzerne Kugel zu befestigen pflegt, in die Höhe, wodurch denn diese in Bewegung gesetzt wurde, und zu wiederholten Malen an die inwendigen Seiten des Uhrgehäuses anschlug. — Hier führte Untersuchung allerdings zu Entdeckung; aber eben diese Untersuchung kann auch gefährlich werden, wenn man Lage und Ort nicht kennt.

W. ein aufgeweckter und beherzter Jüngling besuchte von der Universität G. einen seiner Verwandten auf dem Lande, und blieb daselbst über Nacht. Aus Unvorsichtigkeit vergaß er, sein Schlafzimmer oben im Hause zu verschließen, ließ sein Licht brennen, und legte sich ruhig nieder. Kaum war er ein-

geschlafen, als ein lautes Brüllen und ein entsetzliches Kettengerassel ihn weckte. Es kam unverhofft gegen seine Thür, schlug und kratzte an dieselbe mit Heftigkeit. Ihn überfiel eine entsetzliche Angst, und er versteckte sich, so gut er konnte, unter das Deckbett. Nur ein kleines Loch blieb ihm offen, um zu beobachten, was sich zutragen würde. Die Thür öffnete sich, und eine fürchterliche Gestalt trat unter den sonderbarsten Geberden in die Stube. Sie glich einer nackten hagern Mannsperson, hatte einen wüthenden Blick, sehr langen Bart, und der Körper war fast ganz mit Haaren bedeckt. Starke Ketten umgaben die Hände, die Füße und den Leib, und an den Fingern schienen, statt der Nägel, Spornen gewachsen zu seyn. Sie ergriff das Licht, trat mit diesem vor den Spiegel, und besah sich einige Zeit unter gräßlichen Geberden, untersuchte dann die ganze Stube, und nahte sich endlich dem Bette. Jener arme Mann hatte unterdessen Todesangst, und glaubte nun nicht anders, als daß er entdeckt und ihm der Hals gebrochen werden würde. Aber das Gl[illegible] war ihm günstig. Nachdem die Gestalt das Bett besehen und von oben bis unten mit den Händen befaßt hatte, kehrte sie wieder zum Spiegel zurück, um sich noch ein Mal durch Verzerrung der Geberden zu belustigen, und verließ dann das Zimmer. W. sprang schnell aus dem Bette, verschloß die Stube, setzte Tische und Stühle und was er fortbringen

konnte, vor die Thür, um vor einem zweyten Besuche gesichert zu seyn. Lange noch tobte der Unhold auf dem Saale und vor der verschlossenen Thür, bis endlich der so sehnlich gewünschte Tag anbrach, und jener sich fortbegab. Nachdem man im Hause aufgestanden war, verließ W. mit Freuden sein Zimmer, und dankte der Vorsehung, für dies Mal dem Tode entronnen zu seyn. Man erkundigte sich, wie er geschlafen habe? Nicht gut, war die Antwort, weil mir der Teufel seinen Besuch gemacht hat. Das Abenteuer wurde erzählt; man erschrack, und bedauerte ihn. Die Geschichte aber entwickelte sich auf folgende Weise. Der vermeinte Teufel war der Bruder dessen, den W. besuchte, welcher schon seit mehrern Jahren wahnwitzig gewesen war. Er hatte ihn deswegen in einem abgelegenen Zimmer an einen Block schmieden lassen. Keiner durfte sich ihm ohne Lebensgefahr nahen. In der Nacht hatte er seine Ketten zerrissen, und war oben in das Haus gegangen. Man fand ihn wieder auf seinem Blocke sitzen. — Untersuche also mit Vorsicht!

Unsere Sinne, besonders das Auge, werden, wie gesagt, sehr leicht getäuscht. Der aus dem Schlafe Erwachende wird die weiße Fenstergardine für ein Frauenzimmer, den Fußsack für einen zotigen Hund halten, und immer desto mehr getäuscht werden, je lebhafter seine Einbildungskraft und je

reitzbarer seine Nerven sind. Der Abergläubige aber wechselt die Schuhe um, wann er ein Gespenst sieht, damit es keinen Theil an ihm haben soll. In Zöblitz, einem Städtchen im Erzgebürge, hatte auf dem Grabe des 1784 verstorbenen Capellans Philippi kein Schnee gelegen, da doch der ganze Kirchhof damit bedeckt gewesen war, welches man denn für eine Bestätigung des Gerüchts nahm, daß er spuken gehe. Ein Verständiger aber, der den Ort untersuchte, entdeckte bald die Ursache davon. Er fand nämlich den Grabhügel ziemlich hoch, und auf einer erhabenen Stelle liegen, so daß er über die Mauern desselben hervorragte. Da er nun in der letzten Hälfte des Winters aufgeworfen worden war, wo der Wind fast beständig ging, so urtheilte er richtig, daß natürlicher Weise kein Schnee auf demselben habe liegen bleiben können. — In einer gewissen Thüringischen Stadt glaubten die Leute, daß die farbigen Priesterröcke oder Meßgewänder aus dem Grunde nicht abgeschafft werden dürften, weil sonst kein dasiger Geistlicher im Stande wäre, wegen unmittelbar darauf folgenden Spukerey, sein Amt zu verwalten.

Von denen, welche eine Uebelthat begangen haben, die nicht an den Tag kommt und bestraft wird, glaubt man, daß sie nach dem Tode mit dem Kopfe unter dem Arme laufen. Stirbt einer, der Jemanden betrogen, oder eine Anordnung gemacht hat, die

nach seinem Tode nicht vollzogen worden ist, so glaubt man, er komme wieder und lasse den Seinigen nicht eher Ruhe, bis das ungerechte Gut zurück gegeben, oder seine Anordnung vollzogen worden ist. Dann würde ja aber die Welt von Gespenstern voll seyn müssen; und warum sollten Menschen nicht auch anderer Ursachen wegen wieder erscheinen? — Derjenige, welcher einen falschen Eid schwört, oder seinem Rechte etwas vergiebt, soll nach dem Tode spuken gehen. Bey einem Streite zwischen zwey Nachbarn, der über die Frage entstanden war, ob der Grenzstein gewichen sey, oder nicht, sprach — als die Sache nun entschieden war — der eine zu dem andern: setze du den Stein, wie er stehen muß, dieser antwortete: setze du ihn. Nein, versetzte darauf der erste, ich will nicht darum spucken gehen; und ich auch nicht, erwiederte der letzte. Endlich baten sie einen Dritten, daß er den Stein richten möchte, wie er glaube, daß er stehen müsse.

Wie oft hat man sich Gespenster erdacht, von welchen man sich auch nicht einmal einen Begriff bilden konnte! z. B. wenn der Wind durch die Ritzen pfeift, so sagen einige Leute, es sey der handlose Mann, ohne sich dabey etwas Deutliches denken zu können. Ein Beweis mehr, daß es zwar nicht in der Natur, wohl aber in den Köpfen der Menschen spuken kann. — Wer ein Gespenst sieht, dem werden

die Fersen lang. Dies nimmt man im eigentlichen Verstande, ungeachtet man wohl wissen könnte, daß es blos sprichwörtlich gesagt ist, und anzeigen soll, daß Jemand von Furcht übermannt, laufe.

Ludwig Sforza, Herzog in Mayland, hatte einen großen Affen, welcher sein Liebling war und eine alte begüterte Wittwe, Namens Nonna, die unweit dem Schlosse wohnte, oft besuchte, die ihn immer gut bewirthen ließ. Sie starb, und indem sie begraben wurde, schlüpfte der Affe in das Schlafzimmer der Verstorbenen, durchsuchte alles, fand seine Leckerbissen, und wollte sich eben zu Bette legen, als er das Schlafzeug der Verstorbenen gewahr wurde. Er wußte sich anzukleiden, weil er dies oft gesehen hatte, und zog nun das Bett lang über sich her. Zuerst sahen die Mägde, dann Andere, daß etwas im Bette lag, entsetzten sich und flohen. Der Priester kam, mit allem Nöthigen versehen, um den Geist zur Ruhe zu bringen. Der Affe hörte die Gebete ruhig an, als aber der Priester den Weihquast aufhob, verzerrte er das Maul, und knirrschte und klapperte so gewaltig mit den Zähnen, daß dieser wie sinnlos floh, und die Treppe herab rollte. Zu gleicher Zeit aber erschien der Urheber des Schreckens selbst an der Treppe, machte seine gewöhnlichen Sprünge, und ging ganz ernsthaft nach dem Slosse zurück.

Martin Bauer, ein Zimmermann in Günzburg, in Schwaben, hinterließ den Ruf eines fleißigen und geschickten Arbeiters; eines guten Bürgers und wackern Hausvaters. Aber bey seinen Geschäften hielt er über seine Arbeiter scharfe Aufsicht, so daß sie weder Zeit noch Holz veruntreuen konnten. Das war die Ursache, daß Manche ihn, noch da er am Leben war, zum T. wünschten. Gleich nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht, er lasse sich zuweilen in Lebensgröße auf der von ihm erbauten Donaubrücke sehen, und in dem Hause, welches er bewohnt hatte, sollte er wie rasend spuken. Die Sage fand so vielen Eingang, daß der neu angenommene Werkmeister das Haus nicht bezog, sondern es leer stehen ließ, ob schon die Wohnungen an dem Orte nicht überflüssig waren. — Wie wäre nun diesem falschen abergläubigen Gerüchte zu steuern gewesen? — Man hätte den ersten Urhebern desselben, jedem 25 Stockschläge und zur Strafe des leichtgläubigen Nachfolgers einem Unbefangenen das verrufene Haus auf einige Zeit unentgeldlich zu bewohnen geben sollen; so hätte man den gewiß seligen Geist des braven Werkmeisters ohne Zweifel in Ruhe gelassen.

Folgende Geschichte hat sich nach allen Umständen nur etwa erst im Jahre 1785 an einem sichern Orte in Thüringen zugetragen. Ein etwas ein-

fältiger Schmiedemeister, kam zum Prediger des Orts, und klagte, daß sein guter seliger Vater umgehe und wirklich gesehen worden sey. Kennt ihr nicht, antwortete der Prediger euren schelmischen Nachbar und seine losen Streiche, der ohnehin dem Verstorbenen gleicht? Verwahrt euer Haus, und bewaffnet euch mit einem Prügel, sonst werdet ihr nächstens bestohlen. Der Schmid hatte zwar Muth, nur schweigen konnte er nicht. Weg war der Spuk! Nur wurde vor dies Mal nicht der Schmid, sondern für seinen guten Rath der sichere Prediger selbst bestohlen.

Ich legte mich bey meinem Freunde B. in S. heiter schlafen, als ich in meiner Kammer ein entsetzliches Rasseln hörte. Mit einem Male ward es still, und ich hörte ein jämmerliches Seufzen. Plötzlich rasselt es wieder an meinem Bette, nimmt meine herabhängende Decke zum Theil mit und seufzt. Ich richte mich auf, kann aber, weil es stockfinster ist, nichts sehen, als es schnell auf mich wieder zurück rasselt. Ich springe aus dem Bette, um zu sehen, was es sey, trete aber auf scharfe Stacheln, und das Polterding läuft davon. Ich vermuthete einen Igel, und so verhielt es sich. Er war von der Magd einige Tage vorher auf den Boden gesetzt worden, damit er Mäuse fangen sollte.

Ein jetziger Geistlicher im H. . war vormals bey einer adelichen Wittwe im Br. als Hauslehrer.

Gleich am Tage seiner Ankunft hatte man ihm angekündigt, daß er mit einem der jungen Barone auf einer Kammer schlafen müsse, wo der selige Herr spuke. Mit Thränen im Auge klagte ihm dies selbst die Hausfrau, und bedauerte, daß im ganzen Schlosse keine andere Kammer für ihn aufzuräumen wäre. Ziemlich ruhig legte sich der Informator schlafen, und löschte das Licht aus. Einige Minuten darauf glaubte er wirklich ordentliche Tritte eines auf der Kammer Gehenden zu vernehmen. Er versuchte es, den müden Junker aus dem Schlafe zu rütteln, daß er es auch hören sollte, aber vergebens, so, daß es ihm am Ende doch ein wenig bange wurde, daher er die Nacht unruhig hinbrachte. Früh Morgens reiste die gnädige Frau über Land, und der Herr Informator mußte zu Hause bleiben und also die folgende Nacht allein in der Kammer eines öden Schlosses schlafen. Jetzt entschloß er sich, die Sache genau zu untersuchen, ließ das Licht brennen, und schrieb. Kaum hatte er sich niedergelegt, als er es wieder gehen hörte. Da sprang er auf und fand, daß das regelmäßige Spatzieren — nun, was meint ihr wohl? — von Regentropfen herrührte, welche in der damaligen Regenzeit durch ein Loch im Dache, und von da durch die Decke der Kammer fielen. — Regentropfen? — werdet ihr rufen — wer hätte das gedacht? — Ja, das meine ich auch. Und diese Entdeckung gab der betrübten Wittwe und

deren Kindern über die gerettete Ehre des Vaters Freude über Freude. — Ja, wer so einen Imformator immer hätte — höre ich euch sagen — der immer rathen und heraus helfen könnte, wenn die Karre am Berge steht! — Wißt ihr was? Eure Pfarrer sind wahrscheinlich auch so gescheute Informators gewesen; und die fragt in solchen Fällen um Rath; sie werden ihn euch gern ertheilen.

Ich war, so erzählt H., ein Knabe von zehn Jahren, als ich einmal mit meiner Mutter des Abends von einem Dorfe zurück kehrte, wobey unser Weg uns durch ein dichtes Gehölz von jungen Kiefern und Tannen, oder viemehr daran vorbey führte. Ein junges Reh sprang auf ein Mal vor uns auf, und lief eine ziemliche Strecke unter dem jungen Gesträuche hin. Meine furchtsame Mutter, die in ihrer Jugend viele hundert Gespenstergeschichten gehört hatte, schauderte und fuhr erschrocken zusammen, ohne daß sie es gewagt hätte, auch nur ein Wort zu sprechen. Ich vergesse es nie, welchen grausenvollen Eindruck dies auf meine jungen gespannten Nerven machte. Denn ich war eben im Begriffe voll Freuden zu rufen: Sieh einmal, Mutter, ein Hirsch! Aber der Schreck vor der heftigen Bewegung meiner Mutter und der damit verbundene Gedanke: das muß etwas Fürchterliches seyn — verschloß mir auf ein Mal den Mund, und ließ mich an nichts

Anders, als an Geister denken, von denen unsere Nachbarn bey ihren Abendbesuchen so viel zu erzählen wußten. In dumpfer Stille, die mich allen möglichen Vermuthungen Preis gab, setzten wir unsern Weg fort; aber kaum hatten wir die Schwelle unsers Hauses betreten, so erzählte meine Mutter mit noch erschrockener Geberde allen Hausgenossen, daß wir unterwegs einen glühenden Hund, so groß wie ein Kalb gesehen hätten, der keinen Kopf gehabt habe. Die Erklärung war den Augenblick gemacht. Es war ein Schwedischer Officier, der im dreyßigjährigen Kriege erschossen worden war, und seit dieser langen Zeit bald unter dieser, bald unter jener Spukgestalt des Nachts die Vorbeygehenden unaufhörlich beunruhigt hatte. Um alles in der Welt hätte ich es nicht wagen wollen, meiner Mutter zu wiedersprechen. Die schwächern Augen meiner Mutter hatten den Körper des Nachts ganz verkannt. Die Nachbarn bereicherten diese Geschichte nachher noch auf mannigfaltige Weise.

Derselbe erzählt: Ich war in meinem vierzehnten Jahre zum Kirchweihfeste eingeladen, und die Gesellschaft wurde zum Theil auf eine Streu gelagert; ich selbst aber auf eine am Boden befindliche Kammer gebracht, wohin ich ohne Licht und in der Stille gebracht wurde, um die muntere Gesellschaft nicht zu stören. Die Kammer ward verschlossen. Es war eine regnichte stürmische Herbstnacht, und

dies nebst dem Tanzen und der Musik unten im Hause erregte bey mir schon einiges Grausen, und weckte die Einbildungskraft. Aber ich wollte schlafen, und war eben im Begriffe, in das Bett zu steigen, als ich auf ein Mal vor den in dieser Stellung gekrümmten Hintertheil einen heftigen Stoß erhielt. Ein eiskalter Schauer überlief meinen ganzen Körper; ich wollte Hilfe schreyen, aber die Furcht hatte mir die Sprache benommen, und ehe ich mich besinnen konnte, bekam ich schon einen zweyten weit härtern Schlag auf die nämliche Stelle. Daß ich keinen dritten abgewartet habe, werden die Leser leicht denken. So wie ich war, sprang ich in das Bett, vergrub mich unter die Decke, und schwitzte. So eben schlug die Thurmuhr zwölf, und mit Entsetzen dachte ich an die Geisterstunde. Nicht lange hernach rasselte es an meiner Thür; ich sank fast in Bewußtlosigkeit, und wagte es, nach ungefähr sechs Stunden unter der Decke hervorzublicken. Es war Tag: aber wie sehr schämte ich mich meiner unklugen Furcht! Schinken, Würste und Speckseiten hingen auf meiner Schlafkamer umher; und dicht vor meinem Stuhle hing mein Gespenst — eine lange Speckseite herab, an welche ich gestoßen hatte, die dann zurück geprallt war, und nun mit verstärkter Kraft einen zweyten noch heftigern Schlag gegeben hatte. — Das darauf erfolgte Rasseln an der Thür war von einem aus der Gesellschaft veranlaßt worden,

der aus der nämlichen Absicht, eine Ruhestelle zu suchen, dahin gekommen war. —

In manchen Gegenden herrscht die Meinung, daß es Wärwölfe gebe. Jeder Mensch, so sagt man, soll sich durch Umspannen eines von dem Teufel dazu erhaltenen Gürtels, nach Belieben, so oft er will, in diese schreckliche Figur verwandeln können, die man sich mit tellergroßen feurigen Augen und übrigens von Gestalt und Größe einem Bären gleich vorstellt. Doch soll es sich von letzterm noch dadurch unterscheiden, daß es viel grimmiger und räuberischer sey. Dabey hegt man die Meinung, man könne ein solches Unding so prügeln, daß ihm der gedachte Gürtel berste, und so stände dann der Zauberer in seiner ursprünglichen Gestalt da. — Zu Amelunxen, im Bißthume Corvey, ließ sich im Winter 1792 bey Nacht ein Wärwolf sehen, worüber Mancher der Einwohner nicht wenig erschrak, und furchtsam die Flucht nahm, wann er so etwas sah, das einem Währwolfe glich. Nur einige junge handfeste Kerle waren herzhaft genug, dem Unthiere zu Leibe zu gehen, und ihn gedachten Gürtel entzwey zu schlagen. Gesagt, gethan! und so streckten sie ganz wider Erwarten den vermeinten Wärwolf mit leichter Mühe zu Boden. Alles lief nun hin, und sah — ein Kalb! — Der Eigenthümer desselben, ein Rademacher, hatte vergessen, am Abend den Stall zu ver-

riegeln, und so war das Thier ausgewandert, und hatte das ganze Dorf in Schrecken gesetzt. Beschämt schlichen die Helden nach Hause, die jedoch das Verdienst hatten, durch ihren Muth einen Irrthum aufgeklärt zu haben, der ohne sie in jener Gegend sich noch weiter fortgepflanzt hätte. — Ginge man immer so zu Werke, wir hätten gewiß manches Märchen weniger.

In einer Stadt in England hatte sich eine Gesellschaft formirt, die wöchentlich ein Mal zusammen kam. Einer aus ihrer Mitte lag schon eine Zeit lang tödlich krank, folglich stand sein Stuhl in seiner Abwesenheit leer. Als eines Abends die Gesellschaft sich versammlet hatte, erkundigte man sich, wie gewöhnlich, nach dem Kranken, und einer ging selbst hin, um darnach zu fragen, brachte aber die traurige Nachricht, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach noch diese Nacht sterben würde. Es entstand eine schwermüthige Stille, und keiner vermochte ein Gespräch wieder anzuknüpfen. Um Mitternacht öffnete sich auf ein Mal die Thür, und eine dem Tode ähnliche Gestalt nahm den leeren Stuhl ein. Schweigend saß sie da und schweigend wurde sie von allen Anwesenden angestarrt. Sie verweilte gerade lange genug, um alle zu überzeugen, daß sie wirklich da gewesen sey, dann erhob sie sich langsam — wankte zur Thür, öffnete sie, ging hinaus, und machte sie hinter sich zu. Allmäh-

lig bekam die Gesellschaft ihre Sprache wieder. Sie unterhielt sich, wie man leicht denken kann, von nichts, als von dem schauerlichen Gegenstande, und ging nach Hause. Am andern Morgen erfuhr man, daß der Kranke fast gerade um die Stunde seiner Erscheinung in der Gesellschaft gestorben wäre; und die Geschichte verbreitete sich durch das ganze Land. Was konnten alle Vernunftgründe gegen eine von drey und zwanzig glaubhaften Männern gesehene Sache ausrichten? So verflossen Jahre! — Einer aus der Gesellschaft, ein Apotheker, wurde eines Tages zu einer alten Frau gerufen, die als Wärterinn Kranke zu pflegen gewohnt gewesen war. „Sie könnte, sagte sie ihm, die Welt mit ruhigem Gewissen verlassen; nur eine Sache läge auf ihrer Seele. Erinnern Sie sich noch, fuhr sie fort, des Herrn D., dessen Erscheinung in Ihrer Gesellschaft so viel Aufsehen gemacht hat? Ich war seine Wärterinn. In der Nacht, als er starb, verließ ich, weil ich etwas nöthig hatte, das Zimmer. Ich war nur sehr kurze Zeit abwesend; allein bey meiner Rückkehr fand ich das Bett ohne meinen Patienten. Da er vorher heftig phantasirt hatte, fürchtete ich, daß er sich aus dem Fenster gestürzt hätte. Auf ein Mal trat er zu meinem Erstaunen, zitternd und mit den Zähnen klappernd in die Kammer, legte sich nieder, und — starb. Aus Furcht vor den schlimmen Folgen, die meine bekannt gewordene Nachlässigkeit für

mich als Krankenwärterinn hätte haben können, bewahrte ich den Vorfall als ein Geheimniß, und widersprach der Gespenstergeschichte nicht, wiewohl ich es gekonnt hätte. — Möge mir Gott, mögen mir die Freunde des unglücklichen Mannes vergeben, dann sterbe ich ruhig!"

Zu Godelheim, einem Dorfe unweit Hörter, im Corveyischen, lebte ein begüterter Bauersmann, Namens Vondei, der im Herbste 1798 das sonderbare Schicksal hatte, beym Dreschen immer weniger reines Korn aufzumessen, als seine Nachbarn, die doch weder mehr, noch besseres Getreide hatten, als er. Daß es gestohlen werden könnte, hatte er gar nicht gedacht, da er von der Ehrlichkeit und Treue seiner Dienstboten und Taglöhner durch mehrjährige Erfahrung vollkommen überzeugt war. Ein Zufall entdeckte nachher, daß es ein Gespenst war, was unserm guten Vondei das Korn entwendete, und diesen Diebstahl meisterlich zu verbergen gewußt hatte. In hiesiger Gegend pflegen nämlich die Landleute ihr so genanntes Tagewerk des Morgens um vier bis fünf Uhr abgedroschen zu haben. Dann trinken sie gewöhnlich ein Glas Branntwein, und schlafen bis zum Tagwerden, wo sie nach genossenem Morgenbrode das Korn reinigen. Um diese Zeit ungefähr gingen dies Mal die beyden Mägde des Vondei in eine Kammer, um einen Back-

trog zu holen. Durch ein fürchterliches Gebrüll, welches in der Kammer entstand, wurden sie aber so in Schrecken gesetzt, daß sie schnell die Flucht nahmen; doch hatte die eine so viel Besonnenheit, daß sie die Kammer erst noch verriegelte bis die andern Hausgenossen herbey eilen konnten. Zur größten Verwunderung aller fand sich denn, daß das brüllende Ungeheuer ein Nachbar war. Dieser hatte alle Morgen den Zeitpunkt wahrgenommen, wo alle schliefen, um in einem Sacke so viel Korn wegzutragen, als er in der Geschwindigkeit nehmen konnte. Bey der Durchsuchung seines Hauses fand man eine beträchtliche Menge ungeworfeltes Korn, das er sich auf eben dem Wege verschafft hatte. Sein Kniff, sich den Aberglauben durch Spukereyen zu Nutze zu machen, um sicher zu stehlen, mißglückte dies Mal, so gut er auch auf die Denkungsart der gewöhnlichen Menschen berechnet war.

In einem gräflichen Schlosse in Bayern ließ sich, nicht lange nach dem Tode des Besitzers, auf dem obersten Boden ein Polterding hören. Die Früchte, die auf dem Boden lagen, warf es auf die Straße, kam sogar die Treppe herunter, schleppte eine Kette hinter sich, und leerte zur Nachtzeit in der Küche Töpfe und Schüsseln aus. Der Haushofmeister, welcher es einmal gesehen hatte, beschrieb es als ein wildes haariges Thier, mit feuri-

gen Augen, langem Barte und gräßlichen Klauen. Ein beherzter junger Mann beschloß nun, in der Küche zu wachen. Nur ein Bedienter leistete ihm Gesellschaft. Da kam das vermeinte Gespenst mit rasselnden Ketten. Der Wächter ging ihm mit dem Lichte in der einen, und mit dem Degen in der andern Hand entgegen. Aber plötzlich verlöschte das Licht; gleich saß ihm das Gespenst auf dem Nacken, und zerkratzte sein Gesicht so, daß er wie ohnmächtig niederfiel. Der Bediente war unterdessen durch eine andere Thür entlaufen, und hatte das Bedientenzimmer offen gelassen. Indem man beschäftigt war, den ohnmächtigen Wächter wieder zum Leben zu bringen, warf das Gespenst in diesem Zimmer, Kleider, Hüte, Schuhe, Perücken rc. unter und über sich, und lief endlich wieder auf den obersten Boden. — Der Ruf von diesem Unwesen kam zuletzt auch zu den Ohren eines benachbarten Edelmanns; dieser ging, mit einem kleinem Stöckchen versehen, allein auf den Boden, und rufte einige Mal: M i g n o n! da sah man, statt des Gespenstes, den Affen, der vor kurzem diesem Edelmanne entlaufen war.

III. Weihnachtsfeyer; desgleichen vom heiligen Christe, Claus, Knecht Ruprecht oder St. Nicolaus.

Die Weihnachtszeit, die den Christen in so mancher Rücksicht ehrwürdig und heilig seyn sollte, wird immer noch zur Betreibung des schändlichsten Aberglaubens, schwarzer Bosheit, oder wenigstens zu kindischen Tändeleyen gemißbraucht. Unverheirathete junge Leute gießen geschmolzenes Bley in kaltes Wasser, und wollen aus den daraus entstehenden Figuren theils ihre künftigen Beschäftigungen, theils ihre Heirathspartie kennen lernen. Es geht sehr natürlich zu, daß auf diese Weise das Bley mancherley Figuguren annimmt; aber das geschieht nicht blos in der Christnacht, sondern zu jeder andern Zeit. Je aufmerksamer nun der Zukunftforschende das Bley betrachtet, desto mehr sieht er darin, desto mehr schmeicheln die Figuren seinen Erwartungen, Wünschen und Hoffnungen. Es giebt Weiber, die ein eigenes Geschäft daraus machen, die gegossenen Figuren zu deuten. Jede hat dabey ihre eigene Art der Auslegung; aber schon das macht die Sache verdächtig. Denn wenn eine Auslegung richtig seyn soll, so muß sie auf einfachen Gründen beruhen und immer zutreffen; welches hier keinesweges der Fall ist. F. wurde in der Jugend beredet, am heil. Abende um Mit-

ternacht zwischen eilf und zwölf Uhr stillschweigend Bley zu gießen, und er sah eine Menschenfigur mit einem Schießgewehre auf der Schulter, und einen Hund neben sich. — Ja, er wird ein Jäger, hieß es. Er ist nun erwachsen, aber seine Bestimmung ist eine ganz andere.

Kugel, in der Christnacht gegossen, fehlen nicht — wenigstens nicht leicht, wenn sie von einem geschickten Schützen abgeschossen werden. Wenn man in der zwölften Stunde der Christnacht neunerley Holz schneidet, und dasselbe bey sich trägt, so sieht man am Walburgistage, wenn der Hirte zum ersten Male austreibt, alle Hexen mit Melkkübeln gekrönt! In der Christnacht zwischen eilf und zwölf Uhr soll das Wasser zu Wein werden. Man muß sich wundern, wie eine Meinung noch immer beybehalten werden kann, deren Unwahrheit doch so leicht zu finden ist. Aber untersuchen darf man hier nicht, wie denn das überhaupt bey thörichten Meinungen nicht geschehen darf; denn wer so vorwitzig seyn wollte, sagt man, der würde blind und taub werden, oder wohl gar auf der Stelle des Todes seyn. Eben das würde dem widerfahren, der zusehen wollte, ob alles Vieh stehe; denn das soll es in der Weihnachtsnacht von eilf bis zwölf Uhr.

Man setzt gewöhnlich mit einem Fingerhute Salzhäufchen für jede Person im Hause, und giebt jedem

einen Namen. Wessen Häufchen nun am Morgen umgefallen oder geschmolzen ist, von dem glaubt man, er werde im selbigen Jahre sterben. Den Hühnern giebt man in dieser Zeit Hirsenbrey, damit sie im folgenden Jahre viel Eyer legen.

Wer am Christtage ein ungesottenes Ey früh, wenn er noch nüchtern ist, genießt, der soll schwer tragen können; aber doch wohl nur dann, wenn er dazu die erforderlichen Kräfte hat!

Damit der junge Bursche oder das Mädchen die künftige Liebschaft kennen lerne, gehen sie in der Christnacht zwischen eilf und zwölf Uhr stillschweigend an den Brunnen, sehen hinein, und glauben das Gewünschte darin zu sehen. L. hatte gehört, daß die reiche K., welche er gern geheirathet hätte, dies an einem gewissen Brunnen thun werde. Es kam ihm zu Statten, daß bey diesem Brunnen ein Baum stand, dessen Zweige darüber hinreichten. Da hinauf stieg er, so bald es halb eilf geschlagen hatte. Sie kam, und L. der sich recht sichtbar machen wollte, biegt sich so sehr herüber, daß der Ast, auf welchem er sich befand, zerbrach. Er fiel herunter, und litt schweren Schaden am Arme; das Mädchen aber bekam vor Schrecken das Fieber. — Auch pflegen heirathssüchtige Mädchen um diese Zeit in die Ofenblase zu sehen, um darin ihren Bräutigam zu erblicken. Aus dem Auffüllen des Weins in der Christ-

nacht schließt man, wie er im künftigen Jahre gerathen werde. Der Weinhändler füllt da auch die Fässer mit Wein auf, um von dem Steigen und Fallen auf die Güte und Menge desselben im nächsten Jahre zu schließen. Der Kornhändler thut ein Gleiches mit dem Korne, indem er Gefässe mit Getraide anfüllt, und aus dem Zu- oder Abnehmen des Maßes in denselben den Fruchtpreis in jedem Monate zu erforschen glaubt. — Wenn in der Christnacht der Wind geht, so sagt man, die Bäume rammeln sich — und erwartet dann ein reiches Obstjahr. — Wessen Schatten am Weihnachtsabende bey hineingebrachtem Lichte keinen Kopf hat, der stirbt in selbigem Jahre; und doch kommt es dabey blos auf den Stand an, den Jemand hat. — In der Christnacht läßt man zwey Lichter die ganze Nacht über auf dem Tische brennen. Löscht eins davon aus (welches doch sehr zufällig ist, oder leicht vermieden werden kann) so bedeutet es, daß der Vater oder die Mutter sterben werde. — Wenn in dieser Nacht ein Reif von einem Gefäße springt, so soll ebenfalls in dem Jahre einer aus dem Hause sterben. — In den zwölf Nächten (von Weihnachten bis Dreykönigstag) soll man keine Erbsen oder andere Hülsenfrüchte essen; man bekommt sonst in demselben Jahre die Krätze oder Schwären. Freylich in dem Falle, wenn man viel üble Feuchtigkeiten bey sich hat, oder sich unreinlich hält.

Jungfern, die gern heirathen wollen, sollen in der Christnacht beten, so erscheint ihnen ihr Liebster. Gewiß wird der im Schlafe ihnen erscheinen, an den sie viel denken, weil sie sich ihn wünschen. — Will eine Dienstmagd wissen, ob sie länger bey ihrem Herrn in Diensten bleiben oder abziehen werde, so soll sie am genannten Abende den Schuh werfen. Steht dieser mit der Spitze nach der Thür zu, so glaubt sie, daß sie abziehe; steht er hereinwärts, so bleibt sie da. Sie setzt sich dabey mit dem Rücken nach der Thür, und wirft den Schuh über sich hin. Man pflegt zu sagen, daß wie Jemand glaube, ihm auch geschehe. Das wird auch hier wahr. Denn wenn die Magd erst glaubt, daß es des Schicksals Rathschluß und nicht zu ändern sey, daß sie werde abziehen müssen, so wird sie ihre Dienste vernachlässigen. Im entgegengesetzten Falle wird sie fortfahren, sich so zu verhalten, daß sie beybehalten werden kann. Die Anzeige vom Schuhwerfen, wird also treffen, aber ganz natürlich! — Will ein Mädchen wissen, was für Haare ihr künftiger Liebhaber hat, so greift sie in der Nacht rückwärts zur Stubenthür hinaus, so bekommt sie solche Haare in die Hand. Und wenn sie wissen will, ob sie in diesem Jahre einen Mann bekommen werde, so sagt sie gewisse Worte in das Hühnerhaus, nachdem sie vorher an dasselbe geklopft hat. Läßt sich nun (wie gewöhnlich) der Hahn hören, so glaubt sie, daß sie einen Mann er-

halten werde; wenn aber eine Henne gackert, so bekommt sie keinen, und ist traurig. Bey dem Haargreifen ist gewiß schon mancher Betrug gespielt worden; und wo ist das leichter, als wo so wenig, wie hier, untersucht wird! — Will sie wissen, ob ihr Liebster gerade oder krumm seyn werde, so soll sie aus einer geschlichteten Klafter Holz ein Stück ziehen; wie dieses ist, so ist auch der künftige Mann. — Will sie wissen, wie er heißen werde, so soll sie den ersten Faden Garn, den sie am Weihnachtsabende spinnt, vor ihre Hausthüre spannen; wie nun der erste Vorbeygehende heißt, so wird auch ihr künftiger Mann heißen.

Die Schäfer dürfen in den zwölf Nächten den Wolf nicht nennen; er zerreißt sonst die Schafe. Ein Hund, der in der Christnacht heult, wird in dem Jahre toll. — Welche Thorheiten, welche Einbildungen, welche Lügen und erfahrungswidrige Meinungen! Kaum sollte man glauben, daß Menschen auf Dinge verfallen könnten, die so ganz dem gesunden Verstande entgegen sind, wenn es leider die Erfahrung nicht zeigte! Aber sie sind noch nicht zu Ende, die Thorheiten, welche Christen glauben und handhaben, denen die Weihnachtszeit zur heiligen Feyer bestimmt ist. Man beschwört in dieser Nacht den Teufel zum Geldbringen, und sucht Schätze zu graben, weil man glaubt, den Geistern, unter deren

Aufsicht diese stehen sollen, wären, so wie dem Teufel selbst die Hände gebunden. Man höhlt zwölf Zwiebeln aus, und streut in das Ausgehöhlte etwas Salz; in welcher Zwiebel nun Wasser ist, das soll anzeigen, daß der Monat, den diese Zwiebel bedeute, naß seyn werde; im Gegentheile aber soll er trocken seyn.

Aeltern und Hausväter handeln unverantwortlich, wenn sie den Kindern und dem Gesinde dergleichen Gaukeleyen gestatten. Die gewisse Erwartung des Todes, die man auf dergleichen Anzeigen unterhält, kann diesen wirklich, oder doch wenigstens Schwermuth nach sich ziehen. Man hat traurige Beyspiele davon. Der neunzigjährige Mann lasse aus trockem Salze ein festes Häufchen an einen trocknen Ort setzen, und es wird am Morgen unversehrt gefunden werden, er aber wird vielleicht übermorgen schon sterben; dagegen das Häufchen des Knaben, der noch fünfzehn Jahre zählen wird, einfällt oder schmilzt, wenn ein Muthwilliger an dem Tische gerüttelt hat, auf dem es stand, oder einem Wassertropfen darauf fallen ließ.

Das kommende Jahr soll nicht glücklich seyn, wenn man in der Weihnachtsnacht, in der bekannten Stunde, ein Fußbad anstellt. Wer wird das gerade um diese Zeit thun, besonders wenn er das Vorurtheil hegt, daß es Unglück nach sich ziehe? —

Der Bauer umwindet dann auch seine Obstbäume mit nassen Strohseilen, ohne ein Wort zu reden, um sie dadurch zu dem folgenden Sommer fruchtbar zu machen. In dieser Nacht werden besonders auch die Kaffeewahrsagereyen vorgenommen. — Helle Christnacht, finstere Scheunen; finstere Christnacht, helle Scheunen, sagt man; und das soll so viel heissen: wenn in der Christnacht der Mond scheint, und das Wetter hell ist, so soll das Jahr an Getreide fruchtbar seyn, so daß die Scheunen von dem Eingesammelten voll und finster werden; wenn er aber nicht scheint, und das Wetter trübe ist, so soll das Jahr wenig in die Scheunen kommen, und diese licht und leer bleiben.

Aber wer kennt die Thorheiten alle, wodurch dieses Fest entweihet wird! Daß man den Kindern um diese Zeit Geschenke giebt, ist an sich eine unschädliche Gewohnheit; daß man ihnen aber sagt, der heilige Christ gebe es ihnen, daß man ihnen befiehlt, Tücher aufzubreiten, damit er darauf bescheren könne; daß man das Zusehen verbietet, weil er ihnen sonst die Augen rauben werde, wer kann das billigen? Ein vermumter Mensch, dem man mancherley Namen giebt, tritt herein, mit einem weißen Hemde, oder auf eine andere Kindern fürchterliche Art gekleidet, hat in der Hand eine Ruthe, und ruft mit verstellter Stimme: betet, betet! und schlägt

sie, wenn sie das nicht können: oder giebt ihnen Nüsse, Aepfel ꝛc. wenn sie recht viel zu beten wissen. Das erschrockene, unwissende Kind betet den Buben fast an, damit er es nicht in den Sack stecke, oder glaubt gar, es sey der Herr Jesus selbst. Wie manches Kind mag vor Schreck über diesen Anblick das Leben verloren haben? Man durchschwärmt die Nacht, welche eine Vorbereitung auf den heiligsten Tag seyn soll, und macht den Kindern weiß, daß es in dieser Nacht besonders sehr unsicher sey, und die Gespenster da häufiger erscheinen als sonst, und Jedem sichtbar würden. Heilloses Gewäsch! Die sogenannten Frühmetten oder Christpredigten, welche aber zur Ehre des Christenthums an den allermeisten Orten schon abgeschafft sind, oder noch abgeschafft werden, und die uranfänglich eine stille feyerliche Vorbereitung auf das Fest seyn sollten, waren an manchen Orten so ausgeartet, daß sie zur höchsten Verunehrung Gottes und Jesu gereichten, wo die Menschen größten Theils betrunken herzu eilten, und im Angesichte des Predigers, der auf der Kanzel stand, Schande aller Art trieben. — So kann selbst die heiligste und beste Religion ausarten, wenn nicht die sittlich machende Vernunft ihr zur Seite bleibt!

IV. Von Hexen, Hexenmeistern und ihren Thaten.

Unter Hexen und Hexenmeistern versteht man Leute, die durch geheime Künste außerordentliche Dinge hervor bringen können, wobey auch der Teufel geschäftig seyn soll. Im Jahre 1786 wohnte noch ein Zauberer in der Grafschaft Lippe-Detmold, auf der sogenannten Knetterheide, unweit Schöttmar, der, weil er gestohlne Sachen nachwies, Curen unternahm rc. besonders aus der Grafschaft Ravensberg viel Verdienst hatte. Ihn fürchteten die Diebe mehr als die Obrigkeit. Einst wurde in jener Gegend einem Manne das Fleisch gestohlen, was er sich eben eingeschlachtet hatte. Darüber war er so aufgebracht, daß er öffentlich sagte, er wolle nach der Knetterheide gehen, und dem Diebe ein Auge ausschlagen lassen. Er ging wirklich dahin, traf aber den Hexenmann nicht an. Während dieser Abwesenheit ward ihm jedoch sein Fleisch wieder gebracht. Hätte er den Hexenmeister zu Hause gefunden, so hätte dieser ihn vorerst mit dem Bescheide heimgeschickt, daß er, wenn sein Fleisch in drey Mal 24 Stunden nicht wieder gebracht würde, wieder kommen möchte, und der Dieb solle alsdann ein Auge verlieren. Während der Zeit nun konnte der Dieb es wirklich wieder bringen, wie es jetzt auch

geschah; oder der Diebstahl konnte entdeckt werden, wie es so oft der Fall ist; oder der Frager kam nicht wieder, weil ihm der erste Zorn vergangen war; oder es konnte Jemand zu eben der Zeit, wiewohl durch Zufall einen Schaden am Auge bekommen, und dann für den Dieb gehalten werden, wie es schon oft geschehen ist; oder der Hexenmeister sagte, der Raub sey schon über das Wasser, und er könne jetzt dem Diebe nichts mehr anhaben. In allen diesen Fällen behielt der Zauberer sein Ansehen. Einst starb ein Bauer, den ein Zweig im Walde um das eine Auge gebracht hatte. Dieser Verlust fiel gerade in die Zeit, wo ein Bestohlner dem Diebe (wie er glaubte) ein Auge hatte ausschlagen lassen; und der Einäugige starb unter dem Verdachte, daß er ein Dieb sey. Durch solche Zufälle wird das Ansehen der so genannten Hexenmeister oft sehr groß. Wenn man Einen sieht, der ein beschädigtes Auge hat, so ist man thöricht genug, zu glauben und zu sagen, daß er wohl ein Dieb sey, und ein Hexenmeister ihm den Possen gethan habe. Je weiter man in die alten Zeiten zurück geht, desto mehr findet man, wie groß das Ansehen derjenigen war, die man für Hexenmeister oder Hexen hielt, und wie geneigt man war, Jeden für einen Hexenmeister zu halten, der etwas that, das man nicht leicht begreifen konnte. Man fürchtete diese Leute, wie den Teufel selbst, weil man ihre Macht für sehr groß hielt. Endlich fing man

an, diejenigen, welche man dafür hielt, aufzusuchen und zu martern; denn man wollte das schreckliche Hexengeschlecht ganz ausrotten. Wir sind glücklich, daß wir nicht mehr in Zeiten leben; wo wir in Gefahr sind, durch die Folter zu dem Geständnisse gebracht zu werden, daß wir hexen könnten, und mit dem Teufel zu thun gehabt hätten, wenn der Neid sich wieder uns erhebt, oder wir das Unglück haben, daß eine feurige Gestalt in unsern Schornstein zieht. Manches gute Mütterchen, manche ehrliche Alte ist rother Augen wegen, und um weiter nichts, verbrannt worden; denn diese hielt die Einfalt ehedem für das untriegliche Zeichen der Hexen. Aber auch unsere Zeiten sind nicht frey von solchen grausamen, die Menschheit entehrenden Begebenheiten. Noch im Jahre 1783 wurde eine Weibsperson nach richterlichem Spruche und Urtheile als Hexe getödtet. Ein neunjähriges Mädchen in Glarus war krank, und brach Stecknadeln aus. Mehrere Personen sahen diese Nadeln, aber nicht das Ausspeyen derselben. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß nicht eine im Schlunde hätte stecken bleiben sollen! Des Kindes Fuß war gelähmt, und der Vater Tschudi, der selbst Arzt war, sagte, er sey so dürr gewesen, daß man ihn wie einen Zwirnfaden durch ein Nadelöhr habe ziehen können. Doch konnte das Kind mit diesem dürren Fuße hohe Sprünge machen, und wußte nichts anzugeben, als daß es einige Wochen vor-

her von der Magd, Anna Göldin, einen Honigkuchen erhalten hätte. Der Vater schickte zu einem Vieharzte, und dieser gab den Bescheid: in dem Honigkuchen sey Stecknadelsamen gewesen, welcher in dem Magen des Kindes ausgebrütet worden und da zur Reife gediehen sey. Die Stecknadeln kamen wohl polirt, mit den gehörigen Köpfen versehen, zum Vorscheine. Die Magd, welche eine Untersuchung fürchtete, entfloh; aber man ward ihrer wieder habhaft. Nun sollte sie des Kindes dürren Fuß heilen; und ungeachtet sie dazu weder übernatürliche Kräfte, noch natürliche Mittel hatte, so mußte sie doch aus Furcht die Cur anfangen, und sie gelang nach achtzehn Tagen wirklich. Man brachte nämlich das Kind um Mitternacht auf das Rathhaus; die Delinquentinn berührte es, aber es half nichts. Endlich sagte sie, sie könne es nur da heilen, wo sie es behext hätte. Man führte sie dahin; sie beugte den contracten Fuß verschiedentlich zusammen; und nun konnte das Kind, von zwey Personen unterstützt, einige Schritte gehen. So war es gewiß, daß die Magd eine Hexe sey. Da sie aber nicht bekennen wollte und konnte, so wurde sie sechs Mal auf das schärfste gefoltert, und sie bekannte nun, was man wollte. Aus Furcht vor ähnlicher Behandlung entleibte sich der, von welchem die Magd den Honigkuchen bekommen zu haben vorgab, im Gefängnisse, die Magd aber wurde als Hexe mit dem Schwerte hingerichtet.

Man hat die Sache nicht gehörig untersucht, sonst würde der dabey gewiß versteckt gewesene Betrug wohl an den Tag gekommen seyn. Wenn das Kind wirklich Stecknadeln gespien hat, so sind sie ihm wohl in einer schwer zu verdauenden Masse zu gewissen Absichten eingegeben worden. Nach Endigung dieses Prozesses fand sich in Weislingen im Canton Zürch, ein Knabe, der eiserne Nägel von sich zu brechen schien. Er wurde endlich nach Zürch gebracht, und bekannte, daß alles Betrug sey.

Es ist nicht zu läugnen, daß es immer Leute gegeben hat, die sich auf geheime Künste legten, und dadurch allerley bewirkt und hervorgebracht haben, was in den Augen des Unwissenden und Abergläubigen außerordentlich und nicht ohne unsichtbare Hilfe geschehen zu seyn schien; aber der Klügere entdeckte am Ende immer, was jene nicht zu sehen vermochten. Dort zeigte man die Nadeln, die das Kind sollte ausgespien haben; aber keiner sah, daß dies wirklich erfolge. So war es oft, so würde es fast bey allen Hexengeschichten seyn, wenn sich Gott Lob ihre Anzahl nicht so sehr verringert hätte. Möchten sie sich ganz verlieren, und ihr Andenken von der Erde ausgerottet werden! Betrieger, die ihr Ansehen bey Andern erhalten, und dadurch den bisherigen reichen Gewinn beybehalten wollen, müssen ihre Kunst so ehrwürdig als möglich darzustellen suchen; müssen

lehren,

lehren, daß eine unsichtbare Macht mit ihnen sey. Und was ist leichter, als unter einem abergläubigen Volke das Ansehen zu erhalten, daß man durch den Teufel Thaten thun könne! Gewinnsucht und Liebe zum Sonderbaren waren die gewöhnlichen Ursachen, daß Hexen auftraten; Neid und Haß, daß man solche dafür ausgab, die nicht dafür gehalten seyn wollten. Liederliche und Faulenzer, die auf keine ehrliche Art ihr Brod verdienen können oder wollen, gaben selbst dazu Anlaß, daß man sie für so etwas hielt, und sahen es gern, wenn sich dieser Ruf weiter ausbreitete. Denn je größer dieser ist, desto besser ist die Einnahme, und desto größer das Vertrauen der Patienten, desto glücklicher also auch der Erfolg im Heilen. Auf der andern Seite ist der fleißige sparsame Wirth in Gefahr, von denen, die ihn hassen, für einen Hexenmeister gehalten zu werden. Der Mann (sagt der erste) hilft sich seit einiger Zeit recht auf, und man weiß nicht, wie es zugeht; der andere setzt mit bedeutender Miene hinzu, daß das Ding wohl seine Ursachen haben müsse; der dritte, er habe schon davon reden hören; der vierte ist seines Glaubens gewiß: es ist in dem Hause nicht richtig. Andere setzen noch nach Belieben dazu. Der eine hat darin ein außerordentliches Pochen oder Poltern gehört; der andere hat bemerkt, daß der Mann das Geld immer aus einem gewissen Kasten nehme, worin es nie alle werde, und daß darin unfehlbar der

Kobold sey. Die Sage, die alles zwölf Mal vergrößert, fliegt damit in alle Häuser, durch Stadt und Land, und der Name des ehrlichen Mannes ist auf immer beschmitzt. Freylich bleibt in den Augen des Pöbels Manches geheim, und darum außerordentlich, wenn gleich der Klügere die wahre Beschaffenheit davon leicht erfährt. —

Zu Alvebrode, einem Hannöverischen Dorfe, lebte eine sieben und vierzigjährige unverheirathete Frauensperson, Namens Steingrobin, deren Mutter seit 24 Jahren blind und taub gewesen, deren Schwester nach einer langwierigen Auszehrung gestorben war, und deren Bruder seinen heftigen Beängstigungen nur dadurch abhalf, daß er durch starkes Arbeiten sich Bewegung machte. Abergläubige Leute im Dorfe schrieben diese Anfälle der Hexerey zu; ja einige hielten die Steingrobin selbst für eine Hexe, kreuzigten und segneten sich, wenn sie sie nur von fern sahen. Nur die Vernünftigen hatten Mitleid mit ihr und ihrer Familie. Aber wider alles Vermuthen behauptete endlich die Person selbst, sie sey wirklich eine Hexe, und habe, da sie mit einem gewissen Teufel in genauem Umgange stehe, ihre Mutter und Geschwister bezaubert. Zugleich beschrieb sie die Gestalt und Kleidung des Teufels, und erzählte wie oft er sie besuche, wie manches unzählige Spiel er mit ihr getrieben, und

wie er sie gelehrt habe, alles zu vergiften, was sie nur starr ansehe. Die ersten Proben habe sie an ihrer Mutter und Schwester, ihrem Bruder, und an der Herde Kühe im Dorfe gemacht, welche letztere insgesammt umgekommen wären: dabey schrieb sie nicht nur diese, sondern alle andere Unglücksfälle, die sich in der Gegend begeben hatten, ihrer Zauberkraft zu, und warnte Jedermann, sich vor ihrem Anblicke zu hüten, weil sie auf Befehl des Teufels, selbst wider ihren Willen, schaden müsse. Aus Furcht, endlich das ganze Dorf zu bezaubern, beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen, entlief, und sprang in ein Wasser, aus welchem sie nur mit Mühe gerettet wurde. Das Amt ließ nun die vermeinte Zauberinn in sichere Verwahrung nehmen, und der Arzt erkannte an ihrer bleichgelben Farbe bald, daß sie eine körperliche Krankheit habe, wodurch sie verrückt geworden sey. Man wollte ihr durch dienliche Arzeneyen helfen; aber sie konnte durch nichts zum Einnehmen bewegt werden. „Ich bin so gesund, wie ein Fisch, rief sie immer, und den Teufel könnt ihr mit Medicin nicht vertreiben. Wollt ihr eine Hexe gesund machen? Den Tod habe ich verdient, und sterben will ich gern; aber verbrennt mich nur nicht, sondern richtet mich mit dem Schwerte. Ihr werdet sehen, wie gut es in der Welt seyn wird, wenn ich erst todt bin.“ Auch essen wollte sie durchaus nicht, sie wünschte nur den Tod. Aber

der kluge Arzt sagte, daß der Schafrichter da sey, ihren Hals zu befühlen und zu sehen, ob er mit einem gewöhnlichen Schwerte durchgehauen werden könnte. Bey dieser Nachricht sprang die Patientinn bey aller ihrer Schwäche mit großer Freude auf, und bat die Wachthabendeu, für sie zu beten, weil sie selbst nicht beten dürfe. „Nun,“ rief sie, und setzte sich auf ihre Knie, „nun sollt ihr sehen, wie gut es in der Welt seyn wird, wenn ich nicht mehr da bin. Hier, Herr Scharfrichter, hier ist mein Kopf.“ Der Arzt, den sie für den Scharfrichter hielt, befühlte den Hals mit scheinbarer Geschäftigkeit, that aber den Ausspruch, daß man ihn mit keinem Schwerte durchhauen könne, weil er durch das beständige Zaubern so hart wie Stahl geworden sey, und erst weich gemacht werden müsse. „Ach, kann denn das der Herr?“ rief die Kranke, — „o ja, wenn du einnehmen willst,“ versetzte der fürchterliche Mann. „Von Herzen gern will ich einnehmen,“ antwortete sie. Sie nahm nun auch sehr willig alles ein, was man ihr gab, in der süßen Hoffnung, bald einen weichen Hals zu bekommen, befühlte ihn täglich sehr oft, und gab dabey der Wache und andern Personen zu erkennen, wie gut es um die Welt stehen werde, wenn dieser verhaßte Theil erst durchgehauen sey. Aber kaum hatte sie vierzehn Tage die Vorschriften des Arztes beobachtet, als sie ruhigen Schlaf und Appetit bekam. Nun wurde sie zu mäßiger Arbeit

und Leibesbewegung angehalten, daß sie denn endlich Teufel, Zauberey und den stählernen Hals vergaß, und nicht mehr geköpft zu werden wünschte. Das Geschehene kam ihr wie ein Traum vor. Man empfahl ihr den fernern fleißigen Gebrauch der Arzeney, und schickte sie wieder zu ihren Verwandten, wo sie sich drey Jahre wohl befand. Da sie aber aufhörte, die Arzeneyen zu gebrauchen, so verfiel sie bald in Melancholie, wo sie nur von Mordthaten redete, die sie sich ungegründeter Weise selbst Schuld gab.

Die Hexen sollen auffallende Dinge thun können, daher sind die Mittel, womit man sich gegen sie zu verwahren sucht, oft sehr seltsam. Wer Geld liegen hat, sagt man, der lege Kreide dazu, damit die Hexen keinen Theil daran haben oder etwas davon nehmen können, denn sie sollen die Kunst wissen, es unter allen Schlössern heimlich hervor zu bringen und zu entwenden. Aber wer viel Geld einzunehmen hat, und Einnahme und Ausgabe nicht so gleich aufschreibt, der wird beym Nachrechnen gewöhnlich nicht wissen, woher das deficit komme? Man mischt also zauberische Hände da ein, wo man bey gehörigem Gebrauche der Schreibmaterialien nichts dergleichen nöthig hat. — Wider das Behexen soll es gut seyn, etwas von der Kleidung eines armen Sünders zu haben. — Wenn der Drache oder die Hexen nichts vom Gelde holen sollen, so soll man es mit reinem Wasser abwaschen, und ein wenig Brod

und Salz dazu legen. Soll damit angedeutet werden, daß man sich der Sparsamkeit ergeben und mit Brod und Salz und reinem Wasser begnügen solle, wer könnte da läugnen, daß man zu noch größerm Vermögen gelangen werde? — Wenn eine Hexe fragt, so soll man nicht mit Ja antworten, sonst kann sie durch Zauberey etwas nehmen. Auch soll man sich von ihnen vorzüglich des Freytags, wo ihre Macht besonders wirksam seyn soll, mit der Hand nicht über den Rücken fahren lassen, und drey Schritt weit von ihnen abtreten, weil man sich sonst vor ihren Zaubereyen nicht hüten könne. — Wenn die Hexen ihre Zauberworte gesprochen haben, und man setzt sich dann auf den Mist, und isset, indem man seine Nothdurft verrichtet, Käse und Brod, so geht das Uebel ohne Schaden weg. — Ehe man sich schlafen legt, muß man die Stubenthür mit der Kettel verwahren, um Hexen und Gespenster davon abzuhalten. — Es mag jetzt noch, wie ehedem Leute geben, welche glauben, daß die Hexen an dem mehr Macht haben, von dem sie ein dreymaliges Ja heraus bringen. Aber wenn ich ein gutes Gewissen habe, in meiner Pflicht auf rechten Wegen wandle, so darf ich im Vertrauen auf Gottes Schutz nichts fürchten. — Wenn Hexen einen hänfenen Strick an die Thorsäule hängen, daran melken, und gewisse Worte sagen, so können sie alle Morgen und Abende so viel Milch bekommen, als sie haben wollen;

denn der Teufel melkt die Kühe eines reichen Nachbars so lange, als sie an dem Stricke ziehen, und bringt dann die Milch herbey. Von dieser Milch läßt sich nicht gut Butter machen. — Wenn ein Weib Butter machen will, so soll sie ein Messer, das mit drey Kreuzen bezeichnet ist, an das Butterterfaß stecken, oder drey Kreuze an dasselbe schreiben, um den Hexen die Macht zu nehmen, dabey zu schaden. Aber wie könnten drey Kreuze, an ein Faß geschrieben, oder auf einem Messer befindlich, gute Butter machen helfen, wo keine gute Milch ist? Man weiß Mittel, das baldige Butterwerden zu verhindern, ohne an Teufel und Hexen zu denken. Hexenbutter, glaubt man, sey daran zu erkennen, wenn sie im Wasser untersinke; das Fett schwimme oben im Wasser, die Hexenbutter gehe unter. Aber solche Butter kann Jeder machen; denn weil das Salz schwerer ist, als das Wasser, so braucht man nur ein Stück Butter stark zu salzen, um zu verursachen, daß es so gleich untergeht, wenn es in das Wasser gelegt wird. Es ist fast nicht zu zweifeln, daß nicht listige Menschenfeinde sich dieses Mittels bedient haben, diesen oder jenen in den Augen Anderer verdächtig zu machen. Daher muß man sich wohl hüten, von Jemand die so sehr beleidigende Meinung zu fassen, als ob er hexen könne, wenn auch Anzeigen vorhanden wären, welche man sonst für Merkmaale der Hexerey hält. — Die Katzen

hält man für diejenigen Thiere, in welche die Hexen sich am leichtesten verwandeln sollen. Man fürchtet besonders die, welche man des Abends sieht, weil man glaubt, es könnten Hexen seyn, ob man gleich weiß, daß diese Thiere am liebsten in der Nacht ihrem Raube nachgehen, weil sie da von Hunden und Andern nicht gejagt werden. Wenn in und an einem Hause die Katzen sich häufig beißen, so soll es da nicht ganz richtig seyn: denn in dieser Gestalt, glaubt man, machten die Hexen einander Besuche. Aber, so wäre ja das Reich der Bösen unter sich selbst uneins; denn die Katzen beißen sich! Alte Matronen, die sich der Welt entziehen und einsam leben, weil ihre Freunde gestorben sind, halten es am Ende mit den Katzen, die ihnen gemeiniglich sehr zugethan sind. Man hat ohne dies die alten Weiber in einem gewissen Verdachte; kommt dies noch dazu, so sind sie gewiß Hexen. Das ist die Philosophie des Abergläubigen!

In der Grafschaft Diepholz, in Westphalen, läuft der Landmann, wenn seine Kuh blaue Milch giebt, zu einem benachbarten katholischen Geistlichen, und läßt Kuh, Milchfaß ꝛc. mit Weihwasser besprengen. Das soll helfen! Liegt ein Kind in der Wiege, und sieht den Dabeystehenden nicht an, so ist es eine Hexe. Die Kinder bringen also die unselige Anlage zum Hexen schon mit auf die Welt. Wir

blicken mit Erstaunen und Betrübniß in die Vorzeit zurück, wo man den Einwirkungen des Teufels so viel zuschrieb, und Menschen in dem gräßlichen Verdachte hatte, als könnten sie durch dessen Hilfe unerhörte Dinge thun, oder wie man es mit einem andern Ausdrucke nennt, hexen. Wenn einem Abergläubigen viel Schweine, Hühner, Enten u. dgl. umkommen, so macht er wohl ein Feuer in den Backofen, und wirft ein Thier von dieser Art hinein, um die Hexe mit zu verbrennen, die das Vieh umgebracht hat. — Ehedem öffnete man Kindern die Adern, und ließ sie zu Tode bluten, weil sie — jeder durch Aberglauben nicht ganz Verhärtete wird betrübt erstaunen! — Mäuse gemacht haben sollten. — Wenn an einer Mittwoche oder an einem Freytage etwas von Hexen erzählt wird, muß man dazu setzen: „Der Teufel schlage ihnen Dreck um die Ohren, daß sie es nicht hören.“ Auch soll man des Freytags nichts verborgen, weil man leicht behext werden könne. Wenn ein Kind behext ist, so muß dessen Vater drey Strohhalme unbeschrien holen, und dem Kinde unter das Kopfkissen legen. Wenn bey einer Wäsche ein anderes Weib Lauge holt, und dafür dankt, so ist das eine Hexe. Wenn man des Morgens ausgeht, so muß man auf den von Andern erhaltenen Gruß: „guten Morgen“ nicht antworten: „ich danke“ sondern auch wieder: „guten Morgen“ sagen: denn sollte unter denen, die gegrüßt haben, eine

Hexe seyn, so wird sie durch die letztere Antwort unschädlich gemacht. — Wenn eine Person, die man für eine Hexe hält, in das Haus tritt, so muß man ihr gleich drey Stücke Brod geben, worauf drey Körner Salz gestreuet sind; dann kann sie nichts schaden. Liebkoset eine Frau mit triefenden Augen ein Kind, oder redet es an, und das Kind wird nachher krank, so ist die alte Frau eine Hexe gewesen, und hat dem Kinde etwas zu Leide gethan. Wenn eine solche das Vieh nur anrührt oder bewundert, so wird es dadurch behext. — Wenn Jemand mit einem bloßen Fuße und einem Schuhe über die Straße geht, und die Stelle, worüber er gegangen ist, von dem Viehe betreten wird, so bekommt es davon die Krankheit, welche man das Blut nennt. — Aus den vielen Mitteln, welche man mit Erfolg gegen den Einfluß der Hexen anwenden zu können meint, sieht man daß der Glaube daran noch in vielen Köpfen herrscht. Vorzüglich besorgt ist man in dieser Hinsicht um das Vieh; und kennt auch hier das Verfahren von mancherley Art, um den Schaden, den dieses lose Gesindel hier angerichtet hat, wieder gut zu machen.

Mancher breitet vorsetzlich von sich aus, daß er lose Künste verstehe, z. B. daß er bannen, sich unsichtbar machen könne rc. damit es Niemand wage, ihm von dem Seinigen, besonders aus dem Felde

und in Gärten etwas zu nehmen. Immer sollen Hexen daran Schuld seyn, wenn die Butter wegen Hitze oder anderer Ursachen nicht gerathen will. Man stelle das Butterfaß in Wasser, und träufle Citronensaft in die Milch, und die Hexerey ist gehoben. Der Abergläubige macht oben über das Butterfaß drey Kreuze mit der flachen Hand, und legt unter das Butterfaß einen Kamm und Feuerstahl, um Hexerey abzutreiben. Hexenbutter soll beym Zerlassen viel Geräusch machen, und nicht leicht braun werden: das ist aber bey jeder Butter der Fall, welche viel Salz hat. — Ein Weib, das Mittwochs Butter macht, ist eine Hexe. — Hat eine Hexe das Wasser behext, daß es nicht sieden will, so lege man nur dreyerley Holz unter. — Viele lassen, wenn das Vieh gemolken wird, Niemand in den Stall, damit demselben kein Schade zugefügt werde. Man holt, auch wohl Weihwasser aus dem Kloster, um das kranke Vieh damit zu besprengen. — Man wirft Salz, etliche Tropfen Wasser, und drey viereckige Brodstücken in den Rahm, um Hexerey zu vertreiben.

Wenn sich bey Nachtzeit die Katzen, oder welches einerley ist, die Hexen beißen, so siehe nicht hinaus, sonst bekommst du einen dicken Kopf; oder wenn du das doch gethan hast, und du furchtsam oder darüber erschrocken bist, so halte den Daumen gegen sie, und es kann dir kein Leid geschehen.

Wenn die Kühe im Frühlinge zum ersten Male aus dem Stalle auf die Weide getrieben werden, so muß ein Holzbeil und Feuerstahl in eine blaue Schürze gewickelt und stillschweigend inwendig vor die Thürschwelle des Stalls gelegt werden, damit sie darüber gehen, dann können ihnen die Hexen nichts anhaben. — Abends vorher, wenn sie das letzte Futter bekommen, muß man ihnen drey Häufchen Salz, so viel man mit den Fingern halten kann, stillschweigend zwischen die Hörner streuen, und rückwärts wieder aus dem Stalle gehen, so haben böse Augen dem Viehe nichts an. — Wenn das Mädchen ungewaschen das Vieh melkt, so können Hexen machen, daß kein Rahm auf die Milch kommt. — Wird eine Kuhe vor einem Hause vorbey getrieben; worin eine Hexe ist, so muß der, welcher sie vorbey treibt, drey Mal vor dem Hause ausspucken, so kann die Hexe ihr nichts anhaben. — In das Seihtuch, durch welches die Milch gelassen wird, müssen drey Kreuze genäht werden, so kann keine Hexe etwas daran haben, wenn sie es sieht. — Fällt der Koth einer Kuh vor ein Haus, worin eine Hexe ist, so darf man ihn ja nicht liegen lassen; denn bekäme ihn die Hexe, so könnte sie der Kuh alles anthun, und die ganze Milch weghexen. — Wenn die Milch oben auf dem Rahme blaue Flecken bekommt, woran böse Leute Schuld sind, so legt man zwey geborgte Knippmesser kreuzweise darüber, dann muß die Hexe davon ablassen.

— Kann man einer Hexe mit einem Kinde nicht ausweichen, so muß man drey Mal in Gedanken gewisse häßliche Worte sagen, da kann sie dem Kinde nichts anhaben. — Wenn man einem Kinde in einem Beutelchen Salz, Kümmel und Dill mit einem rothen Seidenfaden an den Hals hängt, so können ihm die Hexen nichts anhaben. — Wenn man inwendig vor die Hausthür einen Besen legt, so kann keine Hexe in das Haus kommen. — Worunter Salz ist, daran hat keine Hexe etwas. — Wenn man behextes Geld hat, das beym Zählen immer weniger wird, und streuet Salz und Dill dazwischen, und legt ein Kreuz-Zweypfennigstück dabey, so bleibt es richtig, und der Teufel kann nichts davon wegkriegen. — Wenn das älteste Kind im Hause das Kalb anbindet, so kann keine Hexe dazu. — Wenn eine Kuhe weisse Füße und einen weissen Strich auf dem Rücken hat, so kann keine Hexe ihr schaden. — Hat ein Thier einen schwarzen Rachen, so können ihm böse Leute nichts anhaben, und es kann nicht gebannt werden.

Hat man in der Nacht Furcht vor einer Hexe, so kehre man den linken Schuh um. — Krepirt ein Vieh, dessen Krankheit unbekannt bleibt, so sagt der Bauer: es hat einen Schuß von bösen Leuten erhalten. — Man sieht aus dem Allen, wie voll die Köpfe vieler Menschen von Hexerey sind, und wie man sich überall, besonders bey Krankheitsfällen des Viehes,

zauberische Wirkungen einbildet. — Willst du bey einer verdächtigen Frauensperson gewiß werden, ob sie eine Hexe sey oder nicht, so nimm eine Handvoll Salz, und streue es auf die Schösse ihres Kamisols heimlich, so kann die Hexe nicht aus dem Hause kommen. Manche alte Frau ist dieser unangenehmen Probe so gewohnt, daß sie unwillkührlich bisweilen auf den Rücken greift, wenn sie in fremden Häusern gewesen ist, um das Salz von den Kleidern wegzuwischen.

Zu Geißmannshof, einem kleinem Dorfe bey Nürnberg, das nach Fürth eingepfarrt ist, befand sich 1788 ein Landmann, Namens Fisch, welcher vorgab, die Leute entzaubern zu können. Daher war er in jener Gegend in großem Ansehen, und Alle, welche bezaubert zu seyn wähnten, nahmen zu ihm ihre Zuflucht. — Ein Arzt wurde von einem jungen Menschen gebeten, daß er seinen Vater, einen Wittwer und Handwerksmann von einigen und 60 Jahren, besuchen möchte, weil er krank wäre, und dabey glaubte, seine Krankheit sey die Folge und Wirkung einer Bezauberung. Der Arzt fragte ihn, seit wann er krank sey, worin seine Krankheit bestehe, und ob er nicht vielleicht eine natürliche Ursache derselben aufzufinden wisse — und erfuhr, daß das Uebel eine Nervenkrankheit sey. Weiter fragte der Arzt, ob sich sein Vater — da der dies-

jährige Sommer sehr heiß war — vielleicht schnell erkältet habe? Nun war auf ein Mal die Ursache der Bezauberung entdeckt, indem der Sohn erzählte, daß sich sein Vater wegen der großen Sonnenhitze ein Mal gebadet, und von derselben Zeit an über Unpäßlichkeit geklagt habe. Der Arzt ging hierauf zum Vater selbst, erkundigte sich nach seinen Gesundheitsumständen, und hörte ihn also reden. „Ich war sehr — sehr krank; wie gelähmt war mein ganzer Körper; auch hatte ich keine Neigung zum Essen; in allen Adern und Nerven war ein beständiges Stechen. Mein gottloser Nachbar hat mich bezaubert; er hat auch meine Tochter bezaubert, daß sie sterben mußte. Er war mir Geld schuldig, und weil ich ihn verklagte, und die Schuld einforderte, so sucht er sich jetzt an mir und den Meinigen zu rächen. Bey meiner Tochter hat es ihm geglückt, aber bey mir soll es ihm nicht glücken. Gott hat mir einen Engel zugesandt, ja ich sage es noch ein Mal, einen rechten Engel. Ich habe einen Arzt gebraucht, und er hat nicht helfen können: aber der Engel, der Fisch zu Geißmannshof will mir helfen; ich verspüre schon Besserung. Er hat meinen Namen auf ein Blättchen Papier aufgeschrieben, und Charaktere (d. h. allerhand bedeutende Zeichen, die hier freylich nichts bedeuteten) dazu gefügt, auch einige Haare von meinem Kopfe abgeschnitten, und mich versichert, daß ich gewiß bald entzaubert werden würde." So

ungefähr sprach der Mann, und alle mögliche Gegenvorstellungen, ihm von der natürlichen Ursache der Krankheit zu überzeugen, waren eben so fruchtlos, als das Zureden, noch ferner den Arzt zu gebrauchen. Der Sohn war zugegen, und begleitete den Arzt bis zur Hausthür. Hier erkundigte sich dieser nach dem, was ihm in der Erzählung seines Vaters dunkel gewesen war, besonders aber wegen der Bezauberung seiner Schwester. Nach zerschiedenen Fragen entdeckte er, oder glaubte entdeckt zu haben, daß die Ursache der Krankheit und des Todes seiner Schwester ein heftiger Schrecken über einen ungewöhnlich starken und plötzlichen Donnerschlag gewesen war, wozu noch der Umstand kam, daß sie sich in einem solchen Alter befand, welches für das weibliche Geschlecht ohnehin gefährlich ist. Die Folge dieses heftigen Schreckens war eine langsame Auszehrung. Von dem Entzauberer F i s ch wurde dem Arzte unter andern folgendes feine Kunststück erzählt. Eine reiche betagte Wittwe heirathete einen sehr jungen Mann. Dieser nahm jene, seinem Wunsche nach, nur auf ein Jahr; jene hingegen wünschte noch viele Jahre zu leben. Beyder Wünschen, ob sie gleich einander ganz entgegen gesetzt waren, entsprach der Entzauberer F i s ch. Dem alten Weibe versicherte er insgeheim langes Leben; dem jungen Manne machte er Hoffnung zur baldigen Erlösung von seiner alten Frau. Und weil nicht nur der junge Mann, sondern

auch

auch nahe Verwandte durch den Tod der Alten eine reiche Erbschaft zu erwarten hatten, so versprach er auch der letztern Parthei, ihr zu einer baldigen Theilung der Erbschaft zu verhelfen. Einige Jahre lebte die Alte zum Besten des Wundermanns; denn immer kam er zum Weibe — zum Manne — zu dem Anverwandten, und immer ging er mit gefülltem Beutel hinweg.

Wenn man bedenkt, wie argwöhnisch ein Mensch, der solchem Aberglauben ergeben ist, gegen seine Nachbarn und Bekannten bey jedem Uebel, das ihn trift, werden muß; wenn man bedenkt, daß hieraus der unauslöschlichste Haß gegen ganz unschuldige Menschen entstehen müsse, der alle brüderliche Gesinnungen gegen einander unterdrückt, und endlich Nachstellungen und Mord erzeugt, so muß man nothwendig solche Leute, die das abergläubige Volk immer noch mehr irre leiten, um einen niederträchtigen Gewinn von der Einfalt zu ziehen, für die fürchterlichsten und gefährlichsten Feinde der häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit halten. Da sie im Finstern schleichen, und ihnen durch obrigkeitliche Verordnungen nicht genug beyzukommen ist, so erhellt daraus ganz überzeugend, daß es Pflicht für einen Jeden sey, vor diesem Gifte zu warnen, und Andere, bey denen es nöthig zu seyn scheint, bey Zeiten durch deutliche und eindringende Belehrung gegen alle Verführung zu sichern.

Was für thörichte Meinungen durch den Glauben an Hexen und wunderthätige Kräfte erzeugt werden, davon ist auch Folgendes ein Beweis. Ein Bauer kam 1788 zu Schweinfurth in die Apotheke, und verlangte eine Arzeney, welche die Kraft habe, seine junge Frau, die ihm untreu sey, wieder treu zu machen, in der Meinung, daß in einer der vielen Büchsen auch wider seine Herzensnoth Hilfe seyn müsse. Der Apothekergesell hat seinen Spaß mit ihm, und giebt ihm ein unschädliches Pulver, welches er von einem Zuckerbäcker in etwas backen lassen und seiner Frau zu essen geben sollte. Der Zuckerbäcker versteht den Spaß, und bäckt das Pulver für 30 Kreuzer in sechs Pfeffernüsse. Nun nöthigt der Bauer seiner Frau das Naschwerk auf, und weil sie solche Galanterien von ihm nicht gewohnt ist, geräth sie auf den Verdacht, es sey Gift in den Lekkerbissen, und ihre Abneigung wird größer, als zuvor. Wie leicht hätte die Meinung des Mannes, daß der Apotheker auch Liebe und Treue in den Büchsen feil habe, üblere Folgen haben können, wenn er in schlimmere Hände gerathen wäre.

An einem Orte, wo Messer, Schlösser und andere dergleichen Waaren verfertigt werden, ereignete sich 1789 ein Zufall, der so wohl von dem Aberglauben der Menschen, als auch von den noch öftern Betrügereyen angeblicher Schwarzkünstler zeugt. Be-

kanntlich sind an solchen Fabrikorten Schleifmühlen, auf welchen Messer und Gabeln geschliffen werden. Die Schleifsteine dieser Mühlen werden von einem Kammrade, das mit dem Wasserrade wie in Mahlmühlen an einer und derselben Stelle befestigt ist, herum getrieben. Ueber diesen Schleifsteinen ist ein Sessel befestigt, auf welchem der Schleifer sitzt, und sich mit der Klinge oder Gabel in der Hand herabwärts auf den Stein lehnt, wodurch seine Stärke zum Aufdrücken vermehrt und das darauf gehaltene Eisen um so schneller und leichter abgeschliffen wird. Der Stein muß aber immer ruhig in seinem Kreise laufen, und sich weder hin und her, noch in die Höhe bewegen, so daß der Schleifer in einer ganz ruhigen Lage bleiben kann. In jener Schleifmühle trug es sich aber zu, daß der Stein, wenn das Gewerk angelassen war, sehr unruhig und ungleich herum lief, so daß der Schleifer nicht ohne Lebensgefahr darüber sitzen und arbeiten konnte. Die Sache wurde untersucht, bald dieses daran gebessert, bald jenes probirt; nichts wollte helfen. Man ging auch zu einem Manne mit Namen S. aus M. im Eisenachischen, dessen Geschicklichkeit in Hexensachen rühmlichst bey allen Thoren bekannt ist. Da er nebst seinem Sohne ein Zimmermann ist, so war es leicht, den Verdacht, als ob man zu ihm als einem Hexendoctor seine Zuflucht nähme, zu entfernen. Allein gewiß ist es, daß er nicht durch seine Geschicklichkeit als Handwerker,

sondern durch Zettelchen, deren kräftige Wirkungen in dasiger Gegend sehr bekannt sind, und die er unter das Rad und die Welle steckte, zu helfen suchte; jedoch blieb es beym Alten, und der Versuch war fruchtlos. Das Gericht von S. Operation an der Schleifmühle hatte sich bald genug verbreitet, und die Einbildungskraft aller Leichtgläubigen war voll von dem wunderbaren Auftritte und der schrecklichen Strafe, womit dieser weise Mann die Urheber der gegenwärtigen Zauberey belegen werde. Der Tag kam, und alt und jung, groß und klein eilte, der schlimmen Witterung ungeachtet, nach der Schleifmühle, um da die Hexe am hellen Tage tanzen zu sehen. Aber beschämt mußten sie ihren Rückzug nehmen. Unter dem Pöbel fanden sich Leute mit ein, denen man bisher mehr gesunden Menschenverstand zugetraut hatte, als man jetzt gewahr wurde. Endlich fand sich die wahre Ursache des unruhigen und ungleichen Laufs des Schleifsteins. Die eine eiserne Welle, an die man gar nicht gedacht hatte, weil sie kurz zuvor neu gemacht worden war, hatte sich geworfen. Da also diese nicht in gleicher Richtung lief, sondern den Stein in die Höhe hob, so konnte der Schleifer nicht eher gehörig arbeiten, als bis diese wieder in guten Stand gesetzt war.

In einem ansehnlichen, nicht weit von Crossen, in der Neumark gelegenen, Dorfe wollten

1789 die Kühe des dortigen Predigers, entweder wegen schlechten Futters, oder um anderer Ursachen willen, die zwar klugen Hauswirthen, nicht aber hier bekannt waren — keine andere als schlechte Milch geben. Je blauer die Milch war, desto mehr verringerte sich auch überhaupt ihr Zufluß in den Eutern der Kühe. Die Frau Pastorin war hierüber nicht wenig verlegen, und hielt mit ihrem Eheherrn, dessen Glaube an den Einfluß des Satans in die göttliche Regierung der Welt ihr bekannt seyn mußte — im Beyseyn ihrer alten Magd, die dergleichen Abenteuer beym Viehe schon mehr erlebt hatte, hohen Rath. Nach langen Berathschlagungen fiel man einmüthig dem Gutachten der Viehmagd bey, die den Zufall für eine förmliche Behexung erklärte, und dahin entschied, daß man zur Klugen (so nennt man hier vorzugsweise die Weiber, die sich mit Zeichendeuten und Entzauberungen abgeben) schicken müsse. Die Kluge kam und verordnete folgendes Recept. Es wurde der Stall mit häufiger Schlagung dreyer Kreuze durchräuchert, beschworen und mit Camillensäckchen ausstaffirt. Hierauf wurden Kräuter, die man am Johannistage von drey Kreuzwegen zusammen geholt und mit Haaren von den Kühen untermischt hatte, in einem Kessel langsam abgekocht und dies sollte den Zauberbann bewirken, d. h. die Hexe, die während des Kochens unausstehliche Pein und Marter empfinden müsse, nöthigen zu erscheinen, und

um Gnade zu bitten. Hierbey vergaß man nicht, den Hof wohl zu verwahren, und alle Thüren sorgsam zu verriegeln, damit nicht etwa die Hexe ihrer Strafe und Entdeckung dadurch entgehe, daß sie heimlich einschleiche, und dem Besitzer etwas aus seiner Wohnung nehme. Uebrigens lauerte man von innen sorgfältig, ob sich nun Jemand zeigen würde. Unglücklicher Weise hatte eine Nachbarin ein todtkrankes Kind, und kam jetzt eben in ihrer Noth zu ihrem Seelsorger gelaufen, um sich etwas Weineſsig zu erbitten. Allein der Prediger fuhr grimmig mit dem Kopfe zum Fenster heraus, und ließ sie, da er gewiß war, daß sie eine Hexe sey, die sich nur dieses Vorwands bediene, ihres wehmüthigen Flehens und Bittens ungeachtet, unbarmherzig vor der Hofthür stehen, bis sie mit thränendem Auge zu ihrem hilflosen Kinde zurück eilte. Da diese Sache nicht verschwiegen blieb, so soll kurz darauf auch die Frau des Schenkwirths im Dorfe diesen Versuch bey ähnlicher Veranlassung nachgeahmt, und gleichfalls auf eine unschuldige Person einen tödtlichen Haß geworfen haben.

Ein Müller zu R. in Meißen lebte 1790 in großer Uneinigkeit mit seiner Frau, welche einen so unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen hatte, daß sie sich durchaus von ihm wollte scheiden lassen. Der Mann wollte es nicht gerne so weit kommen lassen, wußte aber auch nicht, wie er es anfangen sollte,

um sich wieder bey ihr in Gunst zu setzen. Endlich riß ihn ein herumreisender Wundermann aus seiner Verlegenheit, indem er ihm versprach, daß durch seine Hilfe die Frau nach wenig Tagen ihm wieder eben so geneigt werden sollte, als sie es am Hochzeittage gewesen war. Das gefiel dem Müller überaus wohl, und so brauchte er denn die ihm vorgeschlagenen Mittel mit der größten Genauigkeit. Er grub z. B. ein Bündel Kräuter und Wurzeln unter die Schwelle derjenigen Thür, durch welche die Frau am öftesten gehen mußte, verbrannte eins seiner Schnupftücher zu Pulver, und ließ dasselbe der Frau in Wasser und in der Suppe genießen, u. dgl. alberne Dinge mehr. Nun sah er dem Tage, der von dem Wundermanne zur völligen Aussöhnung bestimmt war, mit der größten Sehnsucht entgegen. Er kam, die Frau blieb aber, wie sie zeither gewesen war. Das war dem Manne unbegreiflich. Von der Wirksamkeit der gebrauchten Mittel überzeugt, hielt er den noch fortdauernden Kaltsinn seiner Frau nur noch für übrig gebliebene weibliche Ziererey, und um sich auf diesen Tag, der sein anderer Hochzeittag seyn sollte, nicht vergeblich gefreuet zu haben, ergriff er nun ein nachdrückliches Hausmittel, das er eben bey der Hand hatte — die Müllerelle. Mit dieser ertheilte er ihr eine so starke Portion Schläge, daß sie ohnmächtig zu Boden sank. Da man nun am Halse und an der Brust der Frau zerschiedene Wun-

den bemerkte, die von einem Messer herzurühren schienen, so glaubte man, er habe sie umbringen wollen, und nahm ihn deswegen in Verhaft. Allein nach genauer Untersuchung fand es sich, daß die Wunden nicht von einem Messer, sondern von der während des Schlagens zersprungenen Elle herrührten. Da man auch seine übrigen Aussagen gegründet fand, so erhielt er die Freyheit wieder, nachdem er seine Thorheit mit einigen Wochen Gefängniß und einer angemessenen Geldstrafe gebüßt hatte. Der Hexenmann half ihm von diesem Unglücke so wenig als vom ersten. Diese Geschichte lehrt übrigens, daß sich Ehemänner die verlorne Liebe ihrer Weiber weder durch Zauberer, noch durch harte Behandlung erwerben können.

Einem Manne in einem Lippischen Dorfe wurde 1792 Leinwand gestohlen. Um den Thäter zu erforschen, geht er zu einem Teufelsbanner und bittet diesen, dem Diebe ein Auge auszuschlagen, und ihn dadurch kenntlich zu machen. In der Nachbarschaft des Bestohlnen bekommt ein Mann beym Holzfällen Schaden an einem Auge. Anstatt nun so vernünftig zu seyn, bey einem geschikten Arzte Hilfe zu suchen, geht er zu einem Mädchen, welches sympathetischer Curen wegen berühmt war. Von dieser will er durch Hilfe ihrer Kunst erfahren, ob sein Auge zum Sehen wieder tauglich werde, oder nicht.

Auf ihr Geheiß muß er sich auf die Erde legen und starr in die Höhe sehen. Das Mädchen nimmt einen zinnernen Teller, worauf etwas Wasser war, und hält diesen über das Auge des Patienten, der voller Erwartung ruhig auf der Erde liegt und in die Höhe sieht. Glühendes Bley, das auf den Teller gegossen werden soll, und alsdann entweder in einem Klumpen bleibt, oder in mehrern Theilen sich absondert, soll Auskunft geben, ob der Mann wieder sehend werde oder nicht. Bleibt das Bley im Klumpen, so soll der Mann zu heilen seyn; zertheilt es sich, so ist er unheilbar. Das Bley wird auf den Teller gegossen; zu wenig Wasser auf demselben verursacht, daß das Bley durch den Teller in das schadhafte Auge des Mannes fließt. Der Mann erträgt den Schmerz, läßt mit einem kupfernen Teller noch ein Mal den Versuch wiederholen, und erfährt nun endlich von der Künstlerinn, was ihm jeder Zuschauer seiner Thorheit hätte sagen können, nämlich, daß er mit einem Auge blind werde. So unglücklich er nun auch bey diesem Versuche noch war, da das Bley blos das schadhafte Auge traf, so schmerzlich mußte es ihm dennoch seyn, daß er nicht allein durch Aberglauben das eine Aug ganz verlor, das durch eine geschickte Behandlung vielleicht hergestellt werden konnte, sondern daß er nun auch in den Verdacht gerieth, er sey der Leinwanddieb, und das Auge sey von dem Teufelsbanner ausgeschlagen worden. Man schreyt wahrlich zur Unzeit über

zu schnellen Fortgang der Aufklärung, indem man noch immer Beyspiele von häßlichem Aberglauben sieht, der wahrscheinlich noch lange über einen großen Theil der Menschen aus allen Ständen herrschen wird.

Um die Zeit, als sich die Franzosen im Revolutionskriege den Niedersächsischen Gegenden näherten, jagte Meister Tr. in H. dem Pastor R. zu E. eine solche Furcht vor ihnen ein, daß R. sich leicht bereden ließ, ihm 300 Thaler in Verwahrung zu geben. Die Furcht vor einem Einfalle der feindlichen Kriegsheere ging vorüber, und R. forderte sein Geld wieder, bekam es aber nicht. Er drohte mit aller Kraft, aber vergebens; denn Tr. läugnete, dergleichen je von ihm erhalten zu haben. Endlich ward ihm bey den Drohungen des Predigers bange, er beredete daher die Frau S., einen Vergleich zwischen ihm und dem Pastor R. zu Stande zu bringen. Wenn ihr das gelänge, dann wollte er die Zeuge und andere ihm anvertraute Sachen dem Pastor heraus geben, ihr ein Geschenk von 20 Thlr. machen, und noch einen guten Branntwein geben. Hierbey könne er ihr nicht verhehlen, daß der Pastor sie und ihren Mann für die ärgsten Hexenmeister in der Welt halte, und sich also vor ihnen fürchte. Bey diesen Worten zeigte er ihr einen Zettel, worauf diejenigen benannt waren, welche R. für Hexenmeister hielt. Die S. ging auf diese Nachricht an einem Sonntage im August 1795 nach E.,

um den Vergleich, wo möglich, zu Stande zu bringen, und nahm einen gewissen N. als Zeugen mit. Als sie zu E. ankamen, kehrte gerade der Pastor nach geendigtem Vormittagsgottesdienste aus der Kirche nach seinem Hause zurück. Kaum erblickte er diese Leute, als er gleich den N. fragte: „Kerl, was will er? Bringt er mir die 300 Thaler mit von T.?“ N. antwortete, ob er ihm denn 300 Thaler aufzuheben gegeben habe? Die S., welche den Vergleich gern zu Strande bringen, auch darüber den Pastor zur Rede stellen wollte, daß er sie wie eine Hexe bezeichnet hatte, sagte hierauf, sie habe ein Wort mit ihm allein zu reden. Der Pastor erwiederte: „ich „habe mit ihr nichts zu sprechen, bringe sie mir „aber die 300 Thaler von T. dem Betrieger!“ Hierauf lief er in das Haus, machte die Thür zu, wollte die beyden Leute nicht herein lassen, klemmte so gar nach einer Stunde, als N. noch eindringen wollte, dessen Arm mit der obern Thür, die er so heftig zuschlug, daß sie aus den Haspen fiel; worauf er durch die Hinterthür aus dem Hause lief. Jetzt war aber das halbe Dorf zusammen gelaufen, und es entstand ein gewaltiger ärgerlicher Lärmen, so daß der längst erregte Unwille der Bauern über ihren elenden Prediger zum vollen Ausbruche kam. Das Dorf verklagte nun seinen Pastor wegen seines schlechten Betragens, vorzüglich aber wegen seines hartnäckigen Glaubens an Hexen und Zauberer und wegen der

daher entsprungenen vielen Beleidigungen, die er seinen Beichtkindern angethan habe. Folgende Beschuldigungen wurden als wahr befunden. Aus den Briefen, welche der Pastor an T. geschrieben hatte, ergab sich, daß er diesen Quacksalber als Arzt gebraucht, ihm gewisse Personen als Hexenmeister nahmhaft gemacht, über die von diesen Personen ihm angehauchten körperlichen Leiden geklagt und wirklich Arzeneymittel dagegen von ihm erhalten hatte. In einem Briefe an T. schreibt der Pastor: „Meinen Cantor Detmer nebst seinem Sohn Sorse werden Sie heute bemerken. Meine Ohren sind wieder ganz dick, und die heftigen Zahnschmerzen habe ich noch!" Diese letztern Worte hatte er noch dazu unterstrichen. In einem andern Briefe vom 19ten Januar 1795 schreibt er: „Am verwichenen Sonntage habe ich ein Paar Leute aufgeboten. Der Bräutigam ist aus diesem Orte gebürtig, Namens Johann Heinrich Lichthard, ein Köther allhier. Die Braut aber ist von Bennigsen, die am verwichenen Sonntage bey mir gewesen ist. Hierbey folgt der Braut Namen, wie auch des Bräutigams. Von der Braut hat sich bey mir Verfolgung schon eingestellt, wie auch von meinem Taglöhner Berend Hahne und dessen Frau. Diese Personen bitte ich heute ad notam zu nehmen, und dasjenige zu besorgen, wie Sie wohl wissen. Nach der vorigen Medizin hat sich der Schwulst an meinen Füßen gelegt und erweicht.

Aber von neuem hat sich der Schwulst bey mir wieder geäußert im Gesichte, dabey die langen Ohren sind; das Bier habe ich am Montage durch Hahne wieder erhalten."

T. Geständniß ging noch dahin, daß der Prediger vorzüglich über sein dickes Gesicht, und über lange Ohren durch Behexung geklagt habe, auch daß der Pastor B. zu S. bey der letzten Kirchenvisitation aus seinem dicken Bauche ihm Gift eingeblasen habe, wovon ihm das Gesicht aufgeschwollen und die Ohren lang geworden wären. Das Anhauchen eines andern angesehenen Mannes sollte ihm so gar an seiner Mannheit geschadet haben. Auch habe der Pastor in seinem Garten Töpfe vergraben, worin sich drey weiße und drey schwarze Bohnen nebst dem Bildnisse des Teufels befunden hätten, um Hexereyen abzuwenden. Ferner habe er im Beichtstuhle beym Weggehen der Beichtkinder hinter diesen hergespien, und das Beichtgeld nicht mit bloßen Händen, sondern mit den Handschuhen aus der Ursache angegriffen, daß der Hauch der Beichtenden nicht schaden solle.

Ein anderer Klagepunkt beweist noch mehr die starke Hypochondrie dieses schwachen Mannes, welche Personen, und in welcher Absicht diese ihn in seinem Hexenglauben unterstützten. — Der Pastor R. hatte zwey gemeine Weiber, die G. und P. so unterhaltend gefunden, daß er ganze Stunden und Tage

bey ihnen zubrachte, mit ihnen aß und trank, und so oft er nach H. kam, nie verfehlte, bey ihnen einzusprechen. Mit Wehmuth klagte er oft diesen Weibern, daß seine Gemeinde ganz satanisch sey, und er sich der Behexungen gar nicht mehr erwehren könne. Diese Weiber ließen ihn absichtlich bey diesem Glauben. Unter andern schwatzte ihm die P. vor, das Wachslicht, welches er durch sie in der Nacht, in einer ganz besondern Absicht, aus der Kirche habe holen lassen, sey behext und ganz schwarz geworden. Sie erreichte ihre Absicht, und erhielt es von ihm zum Geschenke. Auf eben die Weise erhielt die G. ein Hemde und ein Paar Strümpfe. Dabey hatte ganz besonders die P. durch ihre betrügerische Schlauheit sich bey ihm in das hohe Ansehen zu setzen gewußt, als ob sie ihn gegen alle Behexungen schützen könne. Sie erhielt gewisser Maßen einen ordentlichen Gehalt dafür; denn sie bekam von jeder Kindtaufe 9 Mgr. 4 Pf. und von jeder Copulation 18 Mgr. 4 Pf., weil er bey einer jeden dieser feyerlichen Handlungen von den gegenwärtigen Personen behext zu werden fürchtete. Um nun allen diesen Behexungen vorzubeugen, hatte die P. auf Verlangen des Pastors, an allen Orten seines Hauses Kreuze gemacht und dabey die Worte gebraucht: „Fahre aus du unsauberer Geist, und gieb Raum dem guten Geiste!" Selbst auch die Frau Pastorin pflegte zu sagen: die P. ist von Gott dazu geboren, die Hexen

zu bannen, und weiß so schönen Rath dagegen, daß sie einst bey brennendem Lichte und offenen Feustern mit Aussprechung der vorhin genannten Worte die Pfarrwohnung vor Behexung befreyete. Nur Schade, daß der Branntwein die große Hexenmeisterinn zur Erde niederwarf. Daß ein am Geiste so schwacher Mann nicht bey seinem Amte bleiben konnte, ergiebt sich von selbst. Das Consistorium unterstützte ihn billig mit 50 Thlr. jährlicher Pension, und setzte ihm einen Vormund, dessen er so sehr bedurfte.

V. Höchstnöthige Warnung vor Quacksalbern und Marktschreyern.

A. Wohin so eilig, Frau Nachbarinn?

B. Nach W. zum Doctor. Sie wissen ja, daß mein Mann krank ist.

A. Zum Doctor nach W.? Hm! hm! Wie heißt denn der?

B. Er heißt L., ist zwar nur ein Bauer, aber doch ein gewaltig geschickter Mann.

A. Wie? wer? Der Bauer L.? sagte sie nicht so?

B. Nun ja? Sie scheinen sich darüber zu wundern!

A. Allerdings wundere ich mich darüber, daß sie einem fremden Menschen auf gut Glück das Lieb-

sie, das Beste, was sie hat, anvertrauen will — ihres Mannes Leben. Was meint sie denn, sollte wohl ein Bauer, der die Uhrmacherkunst nicht verstände, eine zerbrochene Wanduhr wieder ausbessern können?

B. Nein, wie kann er denn das, da er nichts davon versteht?

A. Würde sie nun wohl die Uhr dem Bauer zu repariren geben?

B. O nein, natürlich dem Uhrmacher, weil der das gelernt hat.

A. Nun, liebe Frau, sie glaubt, und das mit Recht, daß einer, der die Uhrmacherkunst nicht versteht, eine Uhr so wenig repariren, als neu verfertigen könne, und daß sich jeder zu dem Geschäfte, welches er treiben will, vorbereiten und fähig machen, also es erlernen müsse.

B. Allerdings.

A. Wie kann sie aber nun von diesem Bauer, der wohl eggen, säen und pflügen gelernt hat, und Pferde und Kühe zu warten versteht, von der Heilkunst aber nicht das Geringste weiß, erwarten, daß er ihren Mann gesund machen und ein Geschäft mit Glück betreiben werde, das er kaum dem Namen nach kennt?

B. Sie mögen wohl Recht haben; aber der Mann hat doch schon so viele kurirt. O, was der alles erzählt!

A. Nun,

A. Nun, wem hat er denn schon kurirt?

B. Ja, ich kann mich nicht gleich besinnen.

A. Nannte er ihr denn bekannte Leute, die er geheilt zu haben vorgab?

B. Nein!

A. Nun, da sollte sie schon Mißtrauen in seine Erzählungen setzen. Er und alle dergleichen Leute prahlen immer, wenn Leute zu ihnen kommen, daß sie schon viele, die von allen andern Aerzten aufgegeben wären, geheilt und zwar, wie sie vorgeben, mit außerordentlicher Geschwindigkeit geheilt hätten. Durch solche betrügerische Erzählungen suchen sie die Leute an sich zu locken, daß sie sich zu ihnen in die Kur begeben sollen, in der Hoffnung, geschwinder und besser geheilt zu werden, als sie es von andern Aerzten hoffen zu können glauben. Aber wehe ihnen! Unfehlbar werden sie ihre Leichtgläubigkeit und Unbedachtsamkeit mit dem Leben büßen müssen, wenn sie sich von ihnen überlisten lassen und ihre Medicin nehmen. Ich könnte ihr mehrere unglückliche Beyspiele von denen nennen, die nach dem Gebrauche der Arzeney dieses Mannes gestorben sind; aber ich will mich nur begnügen, ihr den Brauknecht D. anzuführen, der dabey mit dem Leben büßte.

Johann Caspar Großmann, 18 Jahr alt, der Sohn eines Täglöhners von Fürstengrund, in der Grafschaft Erbach am Mayn,

sah ein kleines Hündchen laufen, das er erhaschte; aber er wurde von ihm in die Hand gebissen. Plötzlich erwachte bey ihm die Besorgniß, das Thier möchte toll seyn. Er ließ es daher laufen, und ging zu einem auf dem sogenannten Sensenhofe wohnenden Manne, der seines Zaubermittels wegen, womit er gegen die Folgen des tollen Hundbisses verwahren zu können vorgiebt, in der ganzen Gegend bekannt ist. Hier mußte er nun — man denke sich die Albernheit! — ein beschriebenes Blättchen Papier verschlucken, und wurde mit der Versicherung entlassen, daß der Biß des Hundes nun gewiß nichts zu bedeuten haben werde. Die kleine Wunde heilte zu, und man dachte nicht weiter an den Vorgang. Allein im July, da die Hitze eben sehr drückend war, bekam der Gebissene nach vorhergegangenem Aerger plötzlich einen heftigen Eckel vor dem Biere, womit er eben seinen heißen Durst löschen wollte. Er schrieb diesen Eckel einigen Fliegen zu, die im Glase schwammen. Er bekam andere Zufälle; aber weder er, noch Jemand anders aus der Familie dachte an die wahre Ursache, obgleich die Wunde sich zu entzünden anfing. Man verließ sich — so thöricht waren die abergläubigen Menschen! — auf die gerühmte Kunst des verschluckten Papiers, und fiel, bey der Seltenheit der Krankheitserscheinungen, auf die dergleichen Leuten so gewöhnliche alberne Vermuthung der Behexung; man nannte sogar die Frau eines Schusters

in einem benachbarten Dorfe als Hexe, und zog sich dadurch nicht nur großen Verdruß, sondern auch die Gefahr eines Prozesses zu. Die Aerzte sahen den armen Unglücklichen, wie er schon von der entsetzlichsten Wasserscheu, den fürchterlichsten Krämpfen und Beängstigungen, und einer Raserey geplagt wurde, welche ein immerwährendes Zittern über den ganzen Körper verbreitete. Es war die Hundswuth in ihrem völligen Ausbruche. Wie sie stieg, so wuchs auch die Entzündung der alten Wunde. Geifer und Schaum floß ohne Aufhören aus Mund und Nase. Die Stimme verwandelte sich in abscheuliche Töne, und der Kranke hatte wenig ruhige Augenblicke. Er verwundete seine Mutter und sich selbst. Sein Blick war wild, seine Augen starr, seine Bewegungen grimmig, und seine Gesichtszüge krampfhaft verzerrt. Nach fünftägigen Leiden starb er an der Hirnentzündung. Vorher schon hatten Arzt und Wundarzt den Aeltern das Unglück ihres Sohns angekündigt und sie ermahnt, ihn an die Kette zu legen; man lachte sie aber aus, weil man den verschluckten Zettel große Kraft zutrauete, und der Vater ging lieber erst zum Herrn Pater Johannes, in Hesselbach, im Erzstifte Maynz, der allgemein unter dem Namen des Hexenpaters daselbst bekannt ist, um ihn zu Rathe zu ziehen. — Dieser erklärte auf der Stelle seinen Sohn für behext, und gab ihm, damit er die Hexe kennen lernen und ihre Zauberey entkräften kön-

ne, die Anweisung, mit gelben Kugeln, von der Größe einer Flintenkugel, die er ihm verkaufte, Rauch zu machen. Die betrogenen Aeltern glaubten dem Pater mehr, als dem aufgeklärten Arzte, gingen ganz unbesorgt mit dem Kranken um, und sahen zu spät ein, was für schreckliche Folgen Aberglaube bringe.

Zu Luethorst, unweit Eimbeck, hatte der Schneider Jakob das Unglück, daß sich eins seiner Kinder mit siedendem Wasser verbrannte. Statt nun unverzüglich einen Chirurgus aus der Statt zu holen, befolgten die Aeltern den Rath einer alten Frau, und deckten das Kind handhoch mit nasser Erde zu. Unter dieser Borke mußte sich die Hitze unsäglich verstärken und das arme Kind gab unter unsäglichem Gewimmer seinen Geist auf.

So wurde auch der fünfjährige Sohn eines Bierbrauers zu K. bey M. durch das Herabsinken des Kessels, da er eben am Feuer saß, von kochendem Biere übergossen. Der Vater nahm auf der Stelle das über den ganzen Unterleib verbrannte Kind, und steckte es in einen Zuber voll frischen Wassers, in der gutgemeinten Absicht, ihm die Schmerzen zu stillen und dem Brande zu steuern. Das Mittel, von dem man sich so guten Erfolg versprach, bewirkte natürlich gerade das Gegentheil. Nun wurde nicht der Wundarzt im Orte, sondern ein alter Schäfer in F. auf dessen geheime Wissenschaften und Segen-

sprechereyen man weit mehr Vertrauen setzte, als auf die Vorkehrungen, die der Wundarzt getroffen hätte, zu Hilfe gerufen. Er kam und murmelte, indem er unter seltsamen Grimassen die Brandstellen bestrich, unverständliche Worte zwischen dem Barte hervor. Ruhig und getrost harrte man jetzt der unfehlbaren Genesung, und die Aeltern waren nicht wenig betroffen, da sich dennoch die Zufälle verschlimmerten, Trotz der Versicherung des alten Segensprechers, daß das Kind bald wieder gesund seyn würde. Endlich wurde auch, als es bereits zu spät war, der Chirurgus herbey gerufen. Der Brand hatte schon mehrere Theile zerstört; und der Tod, welcher 12 Stunden nachher sich einstellte, strafte auch hier, wie schon oft, den Aberglauben.

Zu **Altenbergen**, im Bisthume **Paderborn**, hatte ein Einwohner ein Kind, das mit der fallenden Sucht behaftet war. Da gab ein Quacksalber den Rath, das Kind sollte in einem zerkochten Kälbereingeweide warm gebähet werden. Sie hatten zugleich einen Jungen von ungefähr 12 Jahren, in dessen Kopfe es nicht ganz richtig war. Mit diesem lassen sie eines Tages das kranke Kind allein zu Hause, nachdem sie das zur Cur nöthige Kälbereingeweide in eine Kammer gestellt hatten. Der dumme Junge hatte zufällig von dem Gebrauche desselben gehört, und glaubt seinen abwesenden Aeltern keinen

größern Gefallen zu thun, als wenn er sie mit der Gesundheit der kleinen Schwester überraschte. Zu dem Ende kocht er das Eingeweide gleich, nimmt es vom Feuer, und setzt das Kind, Trotz alles Schreyens und Winselns, hinein. Bald darauf kommt die Mutter, aber leider; zu spät; denn das Kind war schon todgebrannt.

Immer ziehen noch die sogenannten Marktschreyer herum und machen ihr Glück. Die Menge strömt ihnen zu und kauft, statt Gesundheit und Leben, Untergang und Tod. Der Herr Doctor reitet auf einem Miethgaule selbst herum und hinter ihm her der Hanswurst, und läßt Zettel anschlagen, worin er seine Thaten und seine Uneigennützigkeit preist. Das Publicum ist zu einer Komödie eingeladen, und man hat sich zahlreichen Zuspruch unterthänigst und gehorsamst ausgebeten: denn unter der Menge von Zuschauern werden sich ja Käufer finden? Der Hanswurst ist die Hauptperson, und obgleich sein Witz elend ist, so hört man doch aus dem versammelten hochgeehrten Publicum ein lautes Gelächter schallen. Indessen gehen Personen umher, Geld zu sammeln, und das hochgeehrte Publicum kann nun schon bemerken, daß hier der Beutel in Anspruch genommen werde. Das Narrenspiel ist aus, und die Musik schweigt. Der Herr Doctor in einer mit Gold besetzten Weste, das Spanische Rohr in der Hand,

läßt die Uhrkette Viertelellen lang herunter hängen, tritt auf, recommandirt seine Arzeneyen nochmals, nennt ihre Tugenden der Reihe nach, und versichert, er reise nicht um des Geldes willen, sondern Elenden zu helfen. Aber wer kann es ihm glauben? Er wird ja unwillig, wenn der Abgang so gut nicht ist, wie er gehofft hatte! Er erbietet sich, demjenigen seine Arzneyen umsonst zu geben, welcher so arm sey, daß er sie nicht bezahlen könne; er weiß aber wohl, daß um ein Paar Groschen Keiner sich als den Aermsten zeigen und vom Hanswurste werde necken lassen. Kommt denn ja der Fall, so findet der Herr Doctor in dem Verkaufe an das hochgeehrte Publikum seine Rechnung. Er war in seiner, an tausend Orten schon gehaltenen, Rede sehr wortreich, zog gegen seines Gleichen los, und stichelte auf gelehrte Aerzte. Aber er hatte sich vorher Muth getrunken; denn er weiß, daß die Dummen durch viele Worte und einen zuversichtlichen Ton sich leicht überreden lassen. Solche Menschen richten größere Verwüstungen an, als die Pest. Sie verkaufen ihre Arzeneyen, ohne den Kranken gesehen zu haben, und geben Menschen und Vieh aus einer Flasche. Man hat die entsetzlichsten Wirkungen davon gesehen, und nicht leicht schlägt ein Marktschreyer seine Bude auf, daß es nicht über kurz oder lang einigen Einwohnern das Leben kostete. Sie nehmen immer eine Menge Geld aus dem Lande, und entziehen es besonders den Einwohnern, welchen es

schätzbar ist. Oft sah man, daß Leute borgten, um sich von dem Marktschreyer so genannte Arzeneyen in einem hohen Preise zu kaufen, die anstatt das Uebel zu heben, es vermehrten, und so das Elend vollkommen machten. Oft verursachten sie auszehrende und andere Krankheiten, und brachten dadurch ganze Familien an den Bettelstab. Unter andern bedienen sie sich auch des Kunstgriffs, die Leute bey ihren Vorurtheilen zu lassen, und sie darin zu bestärken. Daß das beym Aderlassen weggegangene Blut in fließendes Wasser gegossen werden müsse, weil es sonst faule hitzige Krankheiten zuwege bringe — daß die abgeschnittenen Haupthaare verbrannt werden müssen, weil, wenn die Vögel sie zum Baue ihrer Nester nehmen, dadurch Kopfschmerzen veranlaßt würden — daß das Fieber wohl daher entstanden seyn könne, weil die Eyerschalen nicht zerdrückt worden wären — daß man Schwere des Kopfs und Lähmung der Glieder vielleicht daher bekommen habe, weil man über eine Stelle gegangen sey, wo Abends zuvor Jemand einen behorcht habe. —

Der Marktschreyer kennt den Eigensinn der Patienten, weiß, wie wenig Widerspruch sie vertragen können, und wie man auf der andern Seite sich dadurch ihr Vertrauen erwirbt, daß man ihnen überall Recht giebt. Ein solcher unwissender und gewissenloser Betrieger kann durch seine Lügen den Leichtgläu-

digen und Dummen, der außer Stande ist, etwas zu beurtheilen, oder nach seinem Werthe zu schätzen, leicht hintergehen. Ganz ohne Kenntniß und Erfahrung, mit drey oder vier Arzeneymitteln, deren Bestandtheile und Wirkungen er eben so wenig kennt, als die Ursachen und Beschaffenheit der Krankheit, verschlimmert der Marktschreyer das Uebel, das die Natur selbst geheilt haben würde, wenn man sie ungestört gelassen hätte; oder macht es gar tödtlich, weil seine Arzeneyen mehrentheils zweckwidrige Wirkungen haben, und demnach in seinen Händen das sind, was das Schwert in der Hand eines Rasenden ist. Gegen einen Räuber kann man sich wehren oder andere Hilfe erhalten; wenn aber ein Quacksalber sich das Zutrauen der Einfältigen stiehlt, und diese vergiftet, so ist er ja weit gefährlicher und nicht weniger strafbar. Wollte man ihre Arzeneyen untersuchen und sie mit den Bedürfnissen der Kranken, denen sie gegeben werden, vergleichen; so würde man sich entsetzen und die Unglücklichen bedauern, die ihr Leben dieser mörderischen Brut anvertrauen. Ein Knabe in Oberschlesien, Thomas Gablunek, hatte die Krätze. Ein Quacksalber rieth, ihn in den Backofen zu stecken, nachdem das Brod drey Stunden darinn gebacken hätte. Es geschah, die Mutter ging in die Stube, kam in einer Weile wieder, und fand den Knaben ausgestreckt, ohne Lebenszeichen. Er war über und über verbrannt. Nach vieler Mühe

kam er wieder zu sich, fiel aber in Verzuckungen, und starb nach 2 Tagen.

Fälschlich glaubt man, die Arzeneyen von gelehrten Aerzten wären kostbarer, als die bey den Marktdoctoren! Wenn der Medicus die Krankheiten so heben will, daß davon nichts in dem Körper zurück bleiben und künftig keine üblen Folgen weiter zu fürchten seyn sollen, so muß er den Körper zu der eigentlichen Cur erst vorbereiten, muß die Arzeneyen anders geben, wenn die Krankheit sich ändert, und nachdem diese ganz gehoben ist, den Körper vor Rückfällen bewahren. Wenn er nun am Ende die Rechnung macht, so kommt freylich eine größere Summe heraus, als die man dem Martschreier giebt, der — wenn es die Beschaffenheit des Patienten leiden will — die Krankheit mit einem Male aus dem Fundamente zu kuriren verspricht. Auch verheißt er nicht zu wenig! Mißlingt die Cur, so bleibt der Ausweg, daß es die Beschaffenheit des Patienten nicht zugelassen habe. Gelingt sie ein Mal, o dann macht man grosses Geschrey, und läßt sich Zeugnisse geben, die man überall vorzeigt, ungeachtet vielleicht der gute Arzt den Grund dazu schon gelegt hatte.

Mit Sorgfalt sucht der Bauer für sein kranken Vieh die Hilfe auf, und scheuet dabey keine Kosten. Wenn es aber um ihn selbst, um sein Weib und Kind zu thun ist, so versäumt er alle Hilfe,

oder bedient sich der ersten besten, wenn er sie nur wohlfeil haben kann. Wenn gleich die Mittel, welche der Marktschreyer oder der Wundarzt anwendet, unnatürlich und abscheulich sind, so läuft man ihm doch haufenweise zu.

Mit Mondschein und Gebet heilte ein wunderthätiger Arzt in Berlin, in den Jahren 1780 und 81 eine Menge Krankheiten, vorzüglich äußere Schäden. Er heilte sie mit Mondschein, obgleich der Mond oft nicht zu sehen war, und seine Frau die Operationen zu derselben Zeit in einem andern Zimmer vornahm, das eine ganz entgegengesetzte Lage hatte. Er heilte unentgeldlich, um desto mehr Zulauf zu haben; aber die Erlaubnißzettel für den Eintritt in das Haus mußten bezahlt werden; denn man wußte wohl, daß auch Gesunde neugierig seyn würden, daß Verfahren mit anzusehen. Die Frau nahm Geschenke, obgleich nur Wenige besser wurden und so gar starben. Dessen ungeachtet erhielt er sich lange in großem Ansehen. Einst nahm er einen vierzehnjährigen Knaben, der von seinem Vater zu ihm geführt wurde, stellte ihn auf das Fensterbret, nahm das Bruchband weg, legte die linke Hand auf die kranke Stelle, und schien, indem er einige unvernehmliche Worte murmelte, den Mond anzusehen, der aber in der That nicht zu sehen war. Darauf faltete er seine Hände gegen den Mond, sprach leise

einige Worte, und das war alles. Er setzte den Knaben herunter. Der Vater nahm ihn auf die Seite, verband ihn wieder, und fragte: Wie ist es, mein Sohn, thut es noch so weh? — O ja, Vater, erwiederte dieser. — Die Einbildungskraft konnte hier nicht wirken. Der Vater an der Stelle des Kindes hätte gewiß Erleichterung verspürt.

Die Verblendung und Verwirrung des Volks ist oft unbegreiflich. Des glänzenden Anscheins ungeachtet, den sich die Marktschreyer durch Ringe, Tressenwesten u. s. f. in den Augen der Einfältigen geben, sind diese Leute, welche ihre Erhaltung durch ihre Unverschämtheit, so wie durch die Leichtgläubigkeit des Volks suchen, weil sie unfähig sind, durch eine andere Beschäftigung ihren Unterhalt zu verdienen — von aller Einsicht entblößt. Ihre Titel und Beglaubigungsschreiben haben keine Gültigkeit; denn sie können um einen eben so wohlfeilen Preis erkauft werden, als die mit Gold verbrämten Kleider bey der Trödelfrau. Zuweilen gelingt es dem Marktdoctor wohl, unter den Hunderten, welche er mordet, einen zu heilen, der vielleicht schon unter den Händen eines geschickten Arztes gewesen ist; aber das ist nur Zufall. Die Natur würde sich jetzt, auch ohne Arzeneymittel geholfen haben; oder der Kranke hatte Kräfte genug, den verderblichen Wirkungen seiner Arzeney zu wiederstehen, die Andern tödlich gewesen

seyn würde. Die Kranken, welche sich Marktschreyern übergeben, sind gemeiniglich von dem Arzte verlassen worden, weil sie sich an seine Vorschriften, deren Beobachtung jedoch ihre Krankheit forderte, nicht binden wollten, oder ihn durch ihre Widerspänstigkeit abwendig machten. Wenn doch die, welche um den Marktschreyer neugierig herum stehen, Augen und Mund aufsperren, und sich glücklich schätzen, daß es ihm beliebt, sie um ihr Geld zu betriegen — wenn doch diese bedenken wollten, daß der da stehende so genannte Doctor nicht mehr von der Arzeneykunst verstehe, als sie selbst, und daß sie so wie er, nur Unverschämtheit genug haben dürften, um bald eine gleiche Geschicklichkeit in die Hand zu bekommen, bald so geläufig zu sprechen, wie er, und dadurch Ansehen und Zutrauen zu erhalten.

Jedes Handwerk oder Geschäft muß erlernt werden — und das sollte bey der Arzeneywissenschaft nicht geschehen dürfen, die von so weitem Umfange ist, die so viel Fleiß, Nachdenken und Erfahrung erfordert, ehe Jemand nur zu einiger Vollkommenheit darin gelangt? Man giebt einem Unkundigen keine Uhr auszubessern; aber die aus so vielen zarten Theilen zusammengesetzte Maschine, den Leib, vertrauet man Leuten, die dessen innere Einrichtung nicht kennen, und ihn daher, anstatt zu verbessern, nur zerstören! Man giebt Keinem etwas Kostbares zu ver-

arbeiten, wenn man nicht Beweise seiner Geschicklichkeit sieht; aber das Kostbarste, das Leben, vertrauet man jedem Großsprecher, und bezahlt ihn theuer, daß er den Ueberrest desselben vergiftet! Menschen, die von der Natur mit den besten Geistesgaben versehen, in den schönsten Jahren ihres Lebens auf fleissige Untersuchung des menschlichen Leibes ununterbrochenen Fleiß wendeten, die desselben innere Verrichtungen und die Ursachen derselben kennen gelernt haben; unter tausend Kranken in Spitälern Beobachtungen angestellt, und die Erfahrung aller Zeiten damit verbunden haben, selbst die finden sich so fähig nicht, als sie wünschen, das köstlichste Gut des Menschen, seine Gesundheit in Verwahrung zu nehmen. Und man sollte sich schlechten Menschen anvertrauen, die ohne alle Anlagen geboren wurden, keine Erziehung und Unterricht hatten, oft nicht einmal lesen können, von der Arzeneykunst gar nichts verstehen, und dieses schreckliche Handwerk nur darum treiben, um Geld zu gewinnen, damit sie Nächte hindurch saufen können? darum nur Aerzte wurden, weil sie zu allen andern Dingen untüchtig waren? Einige von ihnen, welche wohl einsehen, daß es nicht ungegründet sey, wenn man ihnen vorwirft, daß sie von allen Wissenschaften entblößt sind, bedienen sich eines Behelfs, der unter einem abergläubigen Volke nur allzu leicht Glauben finden, daß nämlich ihre Kenntniß in der Arzeneywissenschaft übernatürliche

Gabe sey, und daher alles menschliche Wissen übertreffe, mit einem Worte, daß sie ihre Macht dem Himmel oder der Hölle zu danken hätten.

Ein Paar Jahre nach jenem Monddoctor warf sich ein Wundermann dieser Art in Berlin auf. Er war Heuchler und schlauer Bösewicht, der die Gemüther schwacher Menschen einzunehmen wußte, und gutherzigen Leuten unvermerkt das Geld ablocken konnte. — Seinem Vorgeben nach brauchte er geheime Naturkräfte (denn worauf setzt man größeres Vertrauen?) und Religionsübungen (wodurch könnte man Einfältige leichter hintergehen?) Er wartet immer bis zwölf Uhr, um wie er sagte, die Krankheit zu bestimmen, und befahl auch seinen Patienten, so bald er sie besuchte, vor dem Schlage zwölf den Mund zum Reden nicht zu öffnen. Er schnitt ihnen Haare ab, legte diese kreuzweise über einander, verbrannte sie dann, und gab ihnen das Pulver ein. Er murmelte Gebetsformeln, sprach seinen Kranken viel von Bezäuberung, Besitzung des Teufels vor, und hatte eine Essenz, von der er sagte, er könne sie sich nur in einer einzigen Stunde, die er aber wohl in Acht nehmen müsse, im ganzen Jahre verschaffen. Es fehlte ihm an Dreistigkeit so wenig, als an Lügenhaftigkeit. Den augenscheinlichst Kranken sagte er trotzig: Ihr habt die Krankheit nicht. — Bey den fürchterlichsten Anzeigen, die er zum Theil selbst ver-

anlaßt hatte, sagte er kaltblütig: Das ist gut, das muß so seyn — und gab nicht undeutlich zu verstehen, er sey so ziemlich allgegenwärtig, und an Allmacht fehle ihm auch nur wenig. Wenn er durch alle diese Kniffe seinen Kranken Glauben und Ehrfurcht beygebracht hatte, so erzählte er, daß der zur Strafe in eine andere schwere Krankheit falle, der ihn nicht ordentlich bezahle; und man kann denken, wie geschwind und gern die gläubigen Seelen ihn bezahlt haben. Den Puls, welchen er die Lebenslinie nannte, befühlte er fleißig. Einem ohne Zweifel wassersüchtigen Manne sagte er gewöhnlich: Ihr habt die Wassersucht nicht! Wenn das wahr ist, will ich mir ein Messer in den Leib stechen lassen. Euer Lebenslicht brennt noch 25 Jahre. — Aber der arme Mann fiel bey der ungeschickten Behandlung des betriegerischen Gauklers in Wahnsinn, welches auch das Schicksal seiner andern Kranken war. Er sagte zwar auch hierbey gelassen: Das hat nichts zu bedeuten, das muß so seyn; — aber der Mann starb Trotz des langen Lebenslichts, und zwar höchst wahrscheinlich durch seine Schuld. Man brachte den Wunderthäter endlich in das Zuchthaus, und seitdem heilte er nicht mehr.

Sollte die Obrigkeit nicht überall dem Unwesen solcher Betrieger steuern, und ihnen den Eingang in das Land verwehren, die das schätzbarste Gut desselben, die Menschen, ausrotten, und den Leichtgläubigen

gen das Geld abnehmen? Sollte endlich nicht auch das Volk so vernünftig werden, ihnen nicht mehr Gehör zu geben? — Wenn man ehedem in einer gewissen Stadt Frankreichs einen Marktschreyer entdeckte, so war man berechtigt, ihn auf einen magern Esel, das Gesicht nach hinten gekehrt, zu setzen, ihn so durch die Stadt zu führen, mit Koth zu werfen, und mit aller Schande zu überhäufen. In manchem Deutschen Staate würde es an Eseln zu diesem Behufe fehlen!

Unter der Garnison in Calbe, im Magdeburgischen befand sich ein gemeiner Soldat, Namens Graf, der sich für einen Exjesuiten ausgab, und alle sieben Jahre ein Mal drey Monate lang die Gabe zu besitzen vorgab, alle menschliche Gebrechen heilen zu können. Dieser Wundermann kam zwar eigentlich als Soldat dahin; aber ein Gestirn hatte ihn, wie er sagte, bey seiner Ankunft belehrt, daß Calbe der Ort sey, wo er seine Gaben würde geltend machen können; und darinn hatte ihn sein Gestirn nicht betrogen. Er war kaum einige Tage da, als sich der Ruf von seiner Wunderkraft so sehr verbreitete, daß nicht blos aus Calbe, sondern aus allen umliegenden Gegenden alles herbey eilte, was einen Fehler hatte, um sich durch sein Zaubergebet und sein Geschmiere heilen zu lassen. Täglich sah man Hunderte zu Fuß und in Wagen hin und her wall-

fahrten, und vor seinem Quartiere konnte man die Summe alles menschlichen Elends finden. Anfangs zwar bestand seine Kundschaft nur aus armen und gemeinen Leuten; aber er wußte sich so geschickt zu benehmen, daß das Gerücht seiner Wunderkraft noch durch seine Uneigennützigkeit erhöht wurde. Er nahm theils gar nichts, theils sehr wenig für seine Curen, etwa 15, 17, 19 Pfennige; nur immer eine ungerade Zahl. Dadurch und durch sein geheimnißvolles Murmeln zog er den Aberglauben auf seine Seite, sprach, wo er es dienlich fand, von Hexerey und Geistererscheinungen, befahl denen, die zu ihm kamen, die Bandagen, Bruchbänder u. dgl. abzulegen und öffentlich unter dem Arme nach Hause zu tragen, oder die Krücken, womit sie gekommen waren, wegzuwerfen und sich führen zu lassen; kurz, er gebrauchte alles, was blenden konnte, und erreichte seinen Zweck. Man schrie Wunder über Wunder. Der Pöbel betrachtete ihn als einen Gesandten des Himmels; Geheimnißsüchtige sahen hier Sympathie, und nur wenige Vernünftige, worunter mancher brave Tuchmacher und Schuster in Calbe war, sagten: Es ist Betrug und Geldschneiderey. — Allein die Stimme der Vernünftigen wurde, wie gewöhnlich, durch den großen Haufen überschrien. Die Zahl der Hilfsbedürftigen vermehrte sich, und obgleich kein Einziger auftreten konnte, der da hätte sagen können, daß er von ihm geheilt worden sey, so fingen doch all-

mählig solche Leute an, seine Anhänger zu werden, die es übel nehmen würden, wenn man sie zum Pöbel rechnen wollte. Ein Pr. empfahl so gar den Wundermann in Gesellschaften, rühmte seine Einsichten (obgleich alle Officiere und auch Andere, die ihn kannten, versicherten, daß er ein äußerst unwissender Mensch sey) und erlaubte, solche Personen, die sich schämten, in seine schmutzige Herberge zu gehen, in seinem Hause zu curiren. Als sich nun der Wunderdoctor (so hieß er allgemein) erhoben sah, änderte er auch seine Uneigennützigkeit, und ließ sich jetzt tapfer bezahlen. Seine Vorgesetzten betrachteten den Wunderkram vermuthlich als einen Erwerbsfleiß, durch den sich viele Soldaten einen Nebenverdienst machen; und, um Schaden zu verhüten, wurde ihm ein Feldscherer zugeordnet. Dieser sagte, der Wundermann gebrauche nur ganz einfache Mittel, die aber in seinen Händen eine außerordentliche Kraft äußerten. Das vorzüglichste Mittel, dessen er sich bediente, war Kampferspiritus, obgleich Graf dies nicht gestehen wollte; und ungeachtet er mehrere Flaschen in der Tasche führte, so war doch in den meisten einerley. Damit wollte er Blinde sehend, Verwachsene gerade, steife Finger und Knie gelenk machen; das Podagra und die Leberflecken vertreiben, Kröpfe, Brüche, Krebsschäden, kurz, alle menschliche Gebrechen von Grund aus heilen. Er berief sich besonders in der Wahl der Arzeneyen, worin er aber sehr unwissend war,

auf einem ihm helfenden Geist, und forderte einst auf dessen Eingebung in der Apotheke für sechs Pfennige Allerley, und für sechs Pfennige Nackeley. Als ihn der Apotheker versicherte, daß er solchen Quark nicht führe, so zeigte er auf Antrieb seines Hilfsgeistes auf ein Paar Gefäße hin, ohne jedoch zu wissen, ob Pulver oder Tropfen darin wären. Man gab ihm diese sehr unschädlichen Sachen, schlug ihm aber eine starke Quantität Gummi Guttä ab. Seine übrigen Fähigkeiten, als Geister zu bannen, zu wahrsagen, fest zu machen, und Schätze zu graben, hatte er bis dahin noch nicht zeigen können. Aber in Minden soll er mit Letzterm Manchem betrogen haben. Uebrigens war die Sprache dieses Tausendkünstlers abgebrochen, und sein Betragen äusserst grob. Als man anfing, sein Verfahren zu untersuchen, behaupteten Einige, daß seit seinen Wunderkuren einige Gebräude Bier mehr verzehret worden wären, und man müsse ihn sein Werk treiben lassen. Graf war wegen einer, wahrscheinlich durch ihn beförderten, unzeitigen Geburt in Untersuchung gerathen; und ob er gleich des beschuldigten Verbrechens nicht überwiesen werden konnte, so legte er doch solche Beweise der gröbsten Unwissenheit, Einfalt und Unverschämtheit ab, daß sie bekannt zu werden verdienen, weil sie den Aberglauben beschämen. Graf erzählte, er sey der Sohn eines Kriegs-Geheimde-Raths aus Bamberg, der bey seinem Tode ein

Vermögen von 500,000 Gulden hinterlassen habe. Er sey nicht allein von seinem zwölften Jahre in einem Jesuiter-Kloster in Wirzburg erzogen, sondern auch selbst in diesen Orden getreten. Er habe hier alle Grade der Priesterweihe und die Tonsur erhalten, und man könne den Fleck noch sehen, wo ihm dieselbe eingebrannt worden wäre. (Hier zeigte er seinen kahlen Scheitel) Nach aufgehobenem Orden habe er sich zu Hause aufgehalten, wo er einen seiner Brüder, der ihn wegen seines geistlichen Standes geneckt, auf göttliche Eingebung erstochen habe; weswegen er geflohen sey, und sich in Regensburg habe anwerben lassen. Diese Lüge, wodurch er sich beym Pöbel (der so wenig nachdenkt, daß er einem Betrüger wider alle gesunde Begriffe glaubt, Gott könne Brudermord eingeben) in Ansehen gesetzt hatte, brachte ihn nun in eine nicht geringe Verlegenheit. Denn als man drohete, daß er als Mörder behandelt und ausgeliefert werden müßte, stimmte er den Ton um, und sagte: er wisse nicht, ob sein Bruder wirklich gestorben sey; aber er glaube es doch, weil man ihm sein Vermögen nicht heraus geben wolle. Man fragte ihn nach den Gelübden der Jesuiten; aber er konnte kein einziges angeben, sondern fieng an, um seine Unwissenheit zu verdecken, allerhand selbstgemachte Wörter zusammen zu setzen, welche er für Latein und für die Ordensversprechungen der Jesuiten ausgab, die man wissen wolle. Als

man ihm sagte, das wäre Unsinn und kein Latein, gab er zur Antwort: es wäre dies das rechte Hebräische und Griechische Latein, welches man im Himmel spräche; das gemeine Latein könne er nicht u. dgl. m. Seine medicinischen Kenntnisse wollte er durch göttliche Eingebung erhalten haben. Ohne diese, sagte er, bin ich nur ein gemeiner Mensch, und kann weder lesen noch schreiben. Aber Gott hat mir auf dem Marsche hierher im Traume zugerufen: Graf, wenn du nach Calbe kommst, wirst du Blinde sehend, Lahme gehend, Taube hörend machen können! — Daher wären ihm auch alle Mittel einerley; Flußwasser wirke eben so gut, als Arzeney. Gott habe ihm gesagt, er solle Kampferspiritus und Gummi Guttä gebrauchen, damit die Kranken Zutrauen zu ihm faßten und häufiger kämen. Bis jetzt habe er 1908 Kranke gehabt, die er alle kuriren würde, außer diejenigen, welche wegen ihrer Sünden eine solche Züchtigung verdient hätten. Sein getreuer Gehilfe, der verabschiedete Feldscherer Reicker bewies, daß er nicht blos des Gewinnstes wegen (Graf sagte, er habe ihm für Zubereitung der Arzeneyen u. dgl. täglich einen Thaler gegeben) sondern aus wirklicher Ueberzeugung sein Anhänger geworden sey. Auch bestätigte er Grafs Wunderkraft und behauptete, er besäße ein Geheimniß, welches er ihm den Tag vor seiner Abreise mitzutheilen versprochen habe. Er bat, daß man doch erlauben

möchte, daß Graf jetzt dieses sein Versprechen erfüllen könne, da er in ein Paar Tagen abreisen müßte. Man erlaubte es, und Graf dictirte ihm ein Gemisch von unverständlichen unzusammenhängenden Gebetsformeln und eigenen Einfällen. Reicker aber freuete sich darüber außerordentlich, und behauptete, aller vernünftigen Vorstellungen ungeachtet, er besitze das unschätzbarste Kleinod, und man würde Wunder von ihm hören, wenn Grafs Wunderkraft erst zu Ende ginge. Man legte dem Wunderthäter endlich sein Heilen nieder, und von Reickers Thaten hat man nichts gehört.

In einigen Gegenden Deutschlands werden so genannte Nicolausbrödchen verkauft, wobey ein gedruckter Zettel ausgegeben wird, auf welchem es heißt: „Wer dieses geweihete Brod in Krankheiten brauchen will, soll es mit vorhergehender Beicht oder wenigstens Bereuung der Sünden in Wasser weihen, dasselbe essen, drey Vater unser, und drey Ave Maria zur Ehre der heiligsten Dreyfaltigkeit, mit einem Salve Regina zum Lobe der heiligen Mutter Gottes mit dieser Antiphon und Gebet andächtig beten.“ Nach dieser Antiphon heißt es: „Wenn dies heilige Brod in das Feuer geworfen wird, löscht es die Brünsten und kommt nicht weiter. Stillet die Wellen und Ungestümigkeit des Wassers. Ist eine Behütung vor Donner und Blitz. Vertreibt insonderheitlich das Fieber auch andere

Krankheiten. Von schwangern Frauen genossen, erfreut zur Geburt. Dem lieben Vieh, so verunreint oder verzaubert, auf das Futter geschabt, vertreibt alles Uebel.“ — Es giebt Wahrheiten, die so oft und so nachdrücklich sie auch gesagt seyn mögen, nicht genug wiederholt werden können. Hierunter sind gewiß die Erinnerungen gegen den unvorsichtigen Gebrauch aller Arzeneymittel, gegen Afterärzte und Quacksalber zu zählen, deren Gift noch stets wie die Pest im Dunkeln schleicht. So oft man auch schon davor gewarnt hat, so ist doch der Glaube an übernatürliche Kräfte noch weit über die Gemüther vornehmer und geringer Personen verbreitet; so ist dennoch das Zutrauen zu Vieharzten, Hirten, Todtengräbern, alten Weibern ꝛc. größer, als man vermuthen sollte. Beyspiele, wo die Folgen vernunftwidriger Curen deutlich gezeigt worden, sind selten; denn oft deckt der Grabhügel des Patienten den unberufenen Arzt gegen gerichtliche Untersuchung und Strafe der Obrigkeit.

Ein Schneidermeister in Hameln hatte drey Kinder, die alle mit dem bösen Schorfe geboren waren, wogegen die Familie Mancherley, aber nie eine gründliche Cur gebraucht hatte. Ein junger Mensch von 23 Jahren, der die Vieharzeneykunst von seinem Vater, und zugleich die Hufschmiedeprofession erlernt hatte, setzte sich im Winter 1791 als Pferdearzt, verrichtete mehrere gute Curen am Viehe, und erwarb sich durch sein in allem Betrachte gutes Be-

tragen die Zufriedenheit der Einwohner, die seiner Hilfe bey ihrem Viehe bedurften. Nun wurde er als ein entfernter Verwandter des Schneiders von des letztern Ehefrau gebeten, ihren Kindern gegen den bösen Schorf etwas zu geben, worauf er erwiederte, er dürfe solches nicht thun. Erst auf widerholtes Bitten strich er den beyden ältesten Kindern eine Salbe auf den fast ganz mit bösem Schorfe bedeckten Kopf, belegte solchen mit Papiere, und nahm den Rest der Salbe mit. Etwa eine Stunde nachher traten bey den Kindern thränende Augen, Kopfschmerzen, und gegen eilf Uhr Erbrechen und ein heftiger Durst ein. Der Pferdearzt lösete den Schorf, zog die Haare zum Theil mit weniger Mühe aus, und verordnete, die Köpfe der Kinder mit Weinessig zu waschen. Abends kamen fürchterliche Zuckungen; und die Aeltern nahmen zu einem Regimentschirurgus ihre Zuflucht. Dieser reichte den Kindern zwar Arzeneyen, gab aber die Hoffnung zur Genesung auf, und die Kinder verschieden wirklich unter den fürchterlichsten Schmerzen. Der Pferdearzt wurde gefänglich eingezogen, behauptete aber in allen Verhören, daß er zur Salbe nichts weiter, als einen Löffel voll Tonnenbutter, und etwa ein Quintchen weißen Vitriol, aber gar keinen Arsenik gebraucht habe; ob er gleich eingestand, zwey Tage vorher für 20 Pfennige von diesem Gifte gekauft zu haben. Bey angestellter Untersuchung fand es sich, daß das Einreiben der

Salbe die Schärfe des Ausschlages gewaltsam nach den innern Theilen des Kopfes getrieben hatte; und die übrige gesunde Beschaffenheit der Kinder bewies, daß die Salbe ihren Tod bewirkt habe. — Nach einer äußerst genauen Untersuchung der Salbe fand sich unter selbiger kein Arsenik. Daß blos der weiße Vitriol eine so schreckliche, den Aerzten selbst bisher unbekannte Wirkung hervor gebracht haben solle, bleibt unausgemacht. So viel aber ist gewiß, daß die Aeltern durch ihr wiederholtes Bitten, und der Pferdearzt durch seine so unzeitige als uneigennützige Gefälligkeit den so schleunigen Tod der Kinder verursachten, oder mit andern Worten, daß zwey Menschen auf ein Mal durch Quacksalberey hingeopfert wurden. Der Pferdearzt hatte bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt, hatte hier nicht aus Gewinnsucht gehandelt, bewies herzliche Reue über den traurigen Vorfall, und erregte daher allgemeines Mitleiden. — Aus diesen Milderungsursachen wurde er auf ein Jahr zum Zuchthause vor Celle schuldig verurtheilt. Bey dem gänzlichen Mangel einer bösen Absicht, unterschreiben seine Richter das Urtheil mit schwerem Herzen. Die Aeltern der Kindern waren durch die natürlichen Folgen ihrer Unbesonnenheit hart genug gestraft; sie noch mit der Gerechtigkeit zu züchtigen, hätte menschliches Gefühl empört. Möchte dieses Exempel alle Afterärzte vornehmen und geringen Standes warnen, sich nicht in das Gebiet der

Arzeneykunst zu verirren; und möchte Jeder, der einer solchen Zurechtweisung bedarf, lernen, daß Menschen und Vieh nicht auf gleiche Weise zu behandeln sind!

Das große Zutrauen, welches der niedere Theil des Publikums zu Quacksalbern und Stümpern in der Arzeneykunst hat, kann man mit Recht abergläubig nennen; denn Aberglaube begreift zugleich den Glauben an übernatürliche Dinge in sich, und gerade an diese glaubt man, wenn man von Quacksalbern, welche nie die Arzeneywissenschaft erlernt haben, die Ausübung derselben erwartet. Und warum ist das so? Derjenige Theil der Menschen, dessen Gesundheit dem Staate so werth ist — der Landmann — welcher doch vorzüglich den Nachtheil der Quacksalbereyen fühlt, bekommt jene deutlichen Schilderungen und wohlgemeinten Warnungen, die seinetwegen gegeben sind, nicht zu Gesichte. Verbote, solchen Charletans sein Leben und seine Gesundheit nicht anzuvertrauen, können, so wie oft selbst wirkliche Bestrafungen der Quacksalber, dem Hin- und Hertragen des Urins und dem Verkaufe der Arzeneyen nicht steuern; denn dadurch wird der unaufgeklärte Mann noch nicht überzeugt, daß jene Pfuscher unwissende Leute sind, sondern er glaubt, es geschehe nur, um den Aerzten keinen Abbruch zu thun.

Wie stark die Einbildungskraft bey den so genannten Wunderkuren wirke, mag man unter andern

aus Folgendem ersehen. Im Jahre 1751 glaubte der gemeine Mann in England, daß das Wasser von Glastonbury eine übernatürliche Kraft und Wirkung habe, und der Brunnen durch eine göttliche Eingebung im Traum, von einem gewissen Mathias Chanceler entdeckt worden sey. Man hoffte also, dadurch nicht nur von solchen Krankheiten zu genesen, die ihrer Natur nach unheilbar sind, sondern auch selbst verlorne Augen und Gliedmaßen wieder zu erhalten. Eine alte Frau in dem Arbeitshause zu Yeovil war seit langer Zeit lahm gewesen und an Krücken gegangen. Sie hatte ein heftiges Verlangen, das Wasser von Glastonbury zu trinken, in der festen Ueberzeugung, daß sie dadurch von ihrer Lähmung genesen würde. Der Aufseher des Werkhauses verschaffte ihr also einige Flaschen Wasser, und diese hatten eine solche Wirkung, daß sie die eine und bald darauf auch die andere Krücke wegwarf. Alles schrie über diese Wunderkur. Der Aufseher aber versicherte seine Freunde, daß er die Frau hintergangen und ihr Wasser aus dem gewöhnlichen gemeinen Brunnen gereicht habe. — Vielleicht ist es nicht nöthig, hinzu zu fügen, daß die Frau ihre vorige Krankheit wieder bekam, als die Stärke ihrer Einbildungskraft nachließ.

Ein Bauer hatte die heftigsten Gliederschmerzen. Sein Bader konnte ihn nicht davon befreyen;

darum wollte er sich durch Sympathie heilen lassen. Er kam zu einem Manne, der sich darauf verstand. Dieser rieth ihm, in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr einen Todtenkopf von dem Kirchhofe zu holen, und sich aus dessen Scheitel ein Pulver zu bereiten. Der Bauer, voll von Gespenstergedanken, kletterte über die Mauer des Kirchhofs und näherte sich dem Beinhause. Er stand aber wie angewurzelt, als er von fern die vom Monde beleuchteten Todtengebeine sah. Die Liebe zum Leben überwand seine Furcht. Er ging in das Beinhaus mit verschlossenen Augen und nahm einen Todtenkopf. Kaum hatte er ihn ergriffen, so hörte er etwas neben sich ächzen. Er stürzte aus dem Beinhause, suchte zu entfliehen, fiel über ein Grab nach dem andern, und blieb bey einem sinnlos liegen. Der Todtengräber fand ihn am andern Morgen, und trug ihn nach Hause, wo er kurz darauf starb. — Jeder hielt das für eine Gespenstergeschichte, bis man erfuhr, daß der Sohn des Müllers in der Nachbarschaft ein Rind verkauft, und das daraus gelöste Geld verspielt habe. Aus Furcht vor der Strafe ging er nicht nach Hause, sondern schlief in eben der Nacht im Beinhause seinen Rausch aus, als der unglückliche Bauer sein Heilmittel holen wollte.

Wer mit der Gicht behaftet ist, der gehe oder schicke in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr zu einem

Ameisenhaufen, und lasse die Ameisen holen. Diese werden gekocht, und der leidende Theil des Leibes wird mit dem Qualm oder Dampf davon gebähet. Es hilft, weil die Ameisen um die gegebene Stunde Weihrauch bey sich führen — wenn gleich in der ganzen Gegend kein Strauch und keine Pflanze ist, davon sie Weihrauch holen könnten. Das Ameisenbad ist an sich wohl nicht zu verwerfen, desto mehr aber der mit demselben verknüpfte Aberglaube. — So sollen auch die Enden Garn am Kamme des Weberstuhls die Gicht heilen, wenn man sie um das kranke Glied bindet. — Kneipe die Daumen zusammen, und weg ist augenblicklich das Seitenstechen, wenn es nämlich von selbst aufhört.

In einem Dorfe in der Gegend von Eisenach wurde ein Drescher früh in der Scheune vom Schlage gerührt, so daß ihm die ganze rechte Seite gelähmt, und er einige Stunden sprachlos war. Dieses Unglück hatte er sich wahrscheinlich durch eine Quacksalberey zugezogen. Er hatte sonst schon gichtisches Reissen in den Gliedern, und, als dieses nachgelassen, Brustbeschwerungen gehabt. Ein Balsamträger giebt ihm etwas, das ihn davon befreyen soll. Er nimmt des Abends ein, und da er früh aufstehen will, ist sein rechtes Bein gelähmt, die Engbrüstigkeit hat aber etwas abgenommen. Diese scheinbare Hilfe blendet ihn, und kaum kann er sein Bein wie-

der fortschleppen, so nimmt er wieder, Troz jener Warnung, frisch ein, und den Abend vor dem Unglücke auch noch eine gute Portion. Daß diese Arzeney Antheil an seinem Zufalle gehabt habe, kann man also wohl gewiß behaupten. Gleichwohl vermochte auch dieses Unglück nicht, die Anhänglichkeit der Verwandten an abergläubige Quacksalbery und ihre Abneigung gegen ordentliche Aerzte und vernünftige Behandlung des Kranken zu schwächen. Der augenscheinlichen Lebensgefahr des von ihnen geliebten Kranken ungeachtet, war es ihnen doch nicht recht gelegen, als ein verständiger Mann darauf bestand, daß sie zu einem Arzte nach Eisenach schicken sollten. Er wollte veranstalten, daß dem Kranken ein Klystier beygebracht würde; aber da sträubte sich alles dagegen. Ach Herr N., wir denken immer, das wäre das lezte, und dann wäre es gar aus! — Alle Gegenvorstellungen, selbst die Versicherung, daß auch ihm viele Klystiere bey einer Krankheit gegeben worden wären, halfen nichts; und unter denen, die am lautesten widersprachen, war die Geburtshelferinn des Dorfs — ein Weib, die des genossenen guten Unterrichts ungeachtet ihren alten Vorurtheilen, dem Aberglauben und ihrer gefährlichen Verfahrungsart treu bleibt, über den erhaltenen Unterricht spottet, und den Wehestuhl, den ihr die Gemeinde auf obrigkeitlichen Befehl machen lassen mußte, nur zu schändlichem Muthwillen mißbrauchen läßt. Lächer-

lich war es, daß sie von einem Klystiere den Tod fürchtete, aber doch ein dem Klystiere sehr ähnliches Mittel, um Oeffnung zu verschaffen, nämlich ein Seifenzäpfchen vorschlug.

In Lodersleben war im Jahre 1788 ein Knabe nach der vor einigen Jahren an ihm versuchten, aber nicht gelungenen Einimpfung der Kinderblattern, sehr elend geworden. Die bisher gebrauchten Arzenеymittel schienen keine sonderliche Wirkung zu thun; daher entschlossen sich die Aeltern endlich, lieber die Sympathie zu versuchen. Ein Dorfhirt nimmt den Patienten nach Sonnenuntergang mit in ein Holz, und schlägt einen Hufnagel von einem schwarzen Hengste (bey Weibspersonen muß er von einer Stute seyn) in den Baum, nachdem er mit dem Nagel Blut oder Eiter in einer Wunde oder einem Geschwüre des Kranken gesucht hat. — Dies war die ganze Cur, wobey noch einige Grimassen gemacht wurden. — Ein Vernünftiger urtheilte damals hierüber so: Wenn mit dem wachsenden Alter die Säfte des Knaben sich verbessern; wenn seine Aeltern, durch die Hoffnung seiner Genesung aufgemuntert, ihm mehr Vergnügen und Bewegung verschaffen, und der Kranke selbst durch den ihm beygebrachten Glauben daß es nun besser mit ihm werden müsse, in seinem Gemüthe aufgeheitert wird, so daß er mit Appetit isset, sich mehr bewegt, besser schläft, leichter

verdauet u. s. w. und wenn durch alle diese und andere Umstände seine Gesundheit allmählich wieder hergestellt wird, so wird man solches dem in den Baum geschlagenen Hufnagel zuschreiben und den Kuhhirten für einen Wunderdoctor ausschreyen. Ich gebe ihm aber keine Kuh in die Cur, geschweige denn einen Knaben.

In Thüringen zog 1788 ein vorgeblicher Doctor, Sibelius aus Johanngeorgenstadt, umher, der, laut eines gedruckten Zettels, alle Augenkrankheiten kuriren und kein Marktschreyer seyn wollte. Er ließ sich in Cölleda von einem Manne, der ein schlechtes Gesicht hatte, 6 Speciesthaler voraus zahlen, gegen das Versprechen, seine Augen binnen einem Vierteljahre wieder herzustellen, gab ihm drey Gläser von einer Arzeney, die ihn völlig blind gemacht haben würde, wenn er sie fortgebraucht hätte, und fragte nun nicht weiter nach dem Patienten. Von einem Bürger nahm er 10 Thlr. voraus, um dessen Frau von der Gicht zu befreyen; er gab ihr gar keine Arzeney, und ließ nichts weiter von sich hören. So ist man also immer übel berathen, denn viele Beyspiele lehren es — wenn man sich bey Krankheiten herumziehenden Leuten anvertraut, die sich für Aerzte ausgeben. Hätten sie etwas Ordentliches gelernt, so würden sie leicht einen Ort finden, wo sie bey einer ruhigen Lebensart ihr Brod ohne solchen Betrug verdienen könnten.

Im April 1789 hielt sich in Querfurth ein so genannter Doctor auf, der sich Lebrecht nannte. Er bekam außerordentlichen Zulauf, besonders deswegen, weil ein gewisser angesehener Mann durch sein scheinheiliges frömmelndes Wesen für ihn eingenommen wurde. Dieser Mann scheint in der Einbildung kränker gewesen zu seyn, als er wirklich war; und so konnte er sich leicht auch einbilden, die Zauberkraft des Doctors habe ihm geholfen, so daß er ihm darüber das rühmlichste Attestat gab. Dieser Wundermann sagte von sich selbst, er habe als Kaufmann ohne seine Schuld bankerott gemacht, sey hierauf Soldat geworden, und habe dann von Gott Befehl und Kraft bekommen, alle Kranke, die nicht durch göttliche Strafe krank wären, gesund zu machen. Ueber den guten Erfolg dieser Kraft zeigte er eine Menge Atteſtate vor, und überredete jenen guten Mann, daß er in viele Städte berufen worden wäre, aber auf göttliche Veranlassung über Querfurth hätte reisen müssen, um ihm zu seiner Gesundheit zu verhelfen. — Zur Wirksamkeit seiner Cur gehörte mit, daß er seine Patienten du nannte, z. B. er fragte den Patienten: Was verlangst du? Antw. die Gesundheit. — Von wem? Antw. von Gott. — Gut, ich gebe dir die Gesundheit, gieb du mir deine Krankheit, welche ich in fremde Länder schicke. — Dabey gebrauchte er noch eine Menge biblischer Sprüche; oder er beschrieb Zettelchen mit dem He-

bräischen Worte Jehovah, beschnitt die Nägel an Händen und Füßen, einen Finger und eine Zehe um die andere, schnitt Haare vom Wirbel ab, drückte Läppchen auf die leidenden Theile, band Kräuter um die Fußsohlen, verordnete Süßholz im Wasser zu trinken. Borsdorfer Aepfel mit Zuckerkandi zu essen, ließ sich Geld in ungerader Zahl voraus geben z. B. 61 Zweygroschenstücke. Diejenigen aber, welche nicht voraus bezahlen, sondern erst nach glücklich vollendeter Cur so viele Thaler geben wollten, waren Ungläubige, bey welchen er nicht wirken konnte. Einem Kaufmanne, der ihn brauchte, erlaubte er, seine bisherigen zwey Aerzte fortzugebrauchen, weil das seine Cur, die ihn allein wieder herstellen könne, nicht unwirksam mache. Bey einer armen Frau, die ihm nichts voraus geben konnte, soll er gesagt haben: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Nach der Versicherung seines Wirths soll er die Nächte wie unsinnig in der Stube umher gelaufen seyn. Die Wiederherstellung seiner Patienten verschob er immer auf 3, 7 oder 9 Wochen. Es kamen Leute vom Lande herein, und er wurde wieder aufs Land geholt. Am 4ten März mußte er auf Befehl des Magistrats zu Querfurth sich aus der Stadt entfernen, zum größten Leidwesen seiner Gläubigen, welche Fürbitten einlegten. So ist es auch in Freyburg geschehen, und es ist wahrscheinlich, daß er durch seine Wunderkuren in Sachsen noch eine Stelle in Waldheim

(einem Irren- Zucht- und Armenhause) erhalten wird. Doch, er trieb sein Unwesen auch in den Gegenden von Penig, Chemniz, Mitweide und Annaberg. Auch da wußte er leichtgläubige Leute unter der angenommenen Miene eines Heiligen zu mißbrauchen. Er gab sich für einen Kaufmann aus Friedberg in Schlesien aus, der sehr wohlhabend gewesen, aber durch einen Brand um sein ganzes Vermögen gekommen sey. Und dies, sagte er, habe Gott deswegen gethan, weil er ihn zu etwas Bessern in der Welt, als zu einem Kaufmanne ausersehen habe. Er danke Gott dafür, daß er ihn aus seiner Lage heraus gerissen; denn nun könnte er erst seine ihm mitgetheilten Kenntnisse zum Besten der Unglücklichen anwenden. So verdrehete er die tröstliche Lehre von der Vorsehung. Mich dünkt aber, man könne eben so wohl sagen, daß Gott seine Quacksalbereyen zulasse, um durch sein Beyspiel, vermittelst der Schande, die ihn treffen wird, die ganze Zunft solcher Wunderdoctoren endlich aufzuheben. Von seinen Wunderkuren wußte er sehr viel zu erzählen; auch prahlte er mit einer Menge gestempelter Atteste von vornehmen Personen. Bey seinen Curen brauchte er weder Pulver noch Pillen, sondern er ließ sich etwas von des Patienten Nägeln, von Fingern und Zehen und einen Büschel Haare vom Wirbel geben, welches bey abnehmendem Tage abgeschnitten werden mußte. Dann maß er den Kranken mit

einem rothen Bande nach der Länge und Dicke von oben bis unten aus, und was dergleichen Possen mehr waren. Als Nebenwerk rieth er bisweilen noch zu zerschiedenen Arzeneyen aus der Apotheke. Er ließ sich 20, 30, auch nach Umständen 70, 80 Thaler für seine Possen zahlen. Wollte sich Jemand nicht so gleich zum Aufzahlen bereit finden lassen, so drohete er, seine Hilfe, zu der man bald Zuflucht werde nehmen müssen, gänzlich zu versagen. Daß er wirklich viel Geld verdiente, konnte man daraus abnehmen, daß er gut lebte, und mit Extrapost von einem Orte zum andern reiste. Seinem Ansehen und seiner Sprache nach zu urtheilen, war er ein verkappter Jude. — Seht, das sind die Helden, welche ohne Mittel, aus eigener Kraft heilen, oder vielmehr schändlich hintergehen!

Am 12ten März 1789 kam ein herumziehender Doctor oder Operateur nach G. einem ritterschaftlichen Orte bey Culmbach. Er nannte sich Sipelins, versprach, weder innerlich noch äußerlich zu kuriren, sondern blos in einem der dasigen Wirthshäuser etliche Wochen für sein Geld zu zehren, wozu er Erlaubniß erhielt. Gleichwohl nahm er unter der Hand einige Curen vor, aber meistentheils außerhalb des Orts. Unter andern ertheilte er einem 36 jährigen Bauersknechte ein Gutachten, welches, jedoch ohne seine Schuld, durch die verkehrte Anwendung

dieses Menschen sehr übel ausschlug. Er rieth ihm nämlich, in ein warmes Bad, etwa das Carlsbad, zu gehen. Der Knecht hatte keinen Begriff von der Beschaffenheit warmer Bäder; er dachte, es käme blos darauf an, seinen Körper in einen außerordentlichen Schweiß zu bringen, und dazu wählte er folgendes Mittel. In einen nahe bey seines Vaters Hause befindlichen Backofen, der zwey Tage nach einander geheitzt worden war, schob er, als das Brod kaum heraus war, ein Bret, versetzte das Einheitzeloch über die Hälfte, um die Hitze beysammen zu halten, und kroch, so lang er war, hinein. Er wurde aber von dem heißen Dunste gleich so sehr betäubt, daß er das Bret verfehlte, mit dem Bauche auf die glühenden Steine der untern Füllung des Backofens zu liegen kam, und sich jämmerlich verbrannte. Der Schmerz riß ihn aus der Betäubung, so daß er zu schreyen und zu wehklagen anfing, und daß die Seinigen, die von dieser Schwitzkur nichts wußten, hinzu sprangen, und ihn halb gebraten heraus zogen. Das Gesicht, die Hände, die Brust und Arme waren erbärmlich zugerichtet, am schlimmsten aber die eine Kniescheibe, welche, der dienlichsten angewandten Mittel ungeachtet, lange nicht heilen wollte; auch war die große Zehe an dem einen Fuße ganz weggebrannt.

In manchen Gegenden haben die Dorfhebammen den gefährlichen Gebrauch, daß sie kleine Kinder, wel-

che die zehrenden Dinger haben sollen (eigentlich solche Kinder, die nicht gut verdauen, und daher nicht gedeihen) auf ein Kuchenbret legen, und in den heißen Backofen (vermuthlich schnell hinein und wieder heraus) schieben; und wer weiß, wie manches Kind, durch die Wirkung der Hitze auf das Gehirn, dumm gemacht, oder bey ihm zu künftigen schrecklichen Krankheiten der Grund gelegt wird, die hernach wohl gar, weil die Ursache unbekannt bleibt, der Behexung zugeschrieben werden.

Zu Barenholz, fand sich den 4ten May 1789 ein Marktschreyer, Thomas Winzenheim aus Anspach, ein. Er gab Salmiak gegen den Schwindel, und Pulver (die aus Schneeberger Schnupftabak, verschiedenen Wurzeln, weißer Nießwurz und gemeinem Schupftabak bestehen) wider Flüsse und Schnupfen, handelte auch mit einem Pulver, womit man Schnallen, und kupferne und messingene Sachen weiß machen kann, und gab sich außer dem noch mit Taschenspielerey und Kartenkünsten ab. Nachdem er in einigen Gasthöfen sein Hokus Pokus versucht hatte, ging er zu einem Wirthe, forderte ein Glas Branntwein, sah, daß die Wirthinn Geld in einen Kasten warf, und dachte auf Gelegenheit, etwas daraus in seine Tasche zu spielen. Er forderte noch ein Glas Branntwein, und wie sich die Wirthinn entfernte, und er allein zu seyn glaubte, so suchte er vermittelst

einer Fischbeinruthe, die mit Vogelleim bestrichen war, durch die schmale Oeffnung des Geldkastens etwas heraus zu holen. Die Wirthinn aber, die den Fremden durch die Oeffnung zwischen der Küchenthür beobachtete, bemerkte sein Kunststück, und spielte ihn der Obrigkeit in die Hände. Hier bekannte er, er sey der Sohn eines Kuhhirten, habe das Schneiderhandwerk gelernt, und sey auf der Braunschweiger Messe mit einem gewissen Hagen aus Danzig in Gesellschaft gekommen, der sich damit ernährt habe, durch Hilfe dieses bestrichenen Fischbeins, den Kaufleuten Geld aus den Kasten zu entwenden, während sie die geforderten Waaren suchten. Dieser Hagen habe ihn zum Gesellschafter und Aufpasser angenommen, ihm auch etwas vom Gewinnste abgegeben, und dies Leben habe ihm gefallen. Er habe sich also heimlich von seinem Gesellschafter wegbegeben, habe ihm Fischbein und Leim mitgenommen, und schon oft für sich Versuche damit gemacht, aber die Kunst aus Mangel an Uebung und Gelegenheit anderswo noch nie in Ausübung gebracht, bis den 4ten May in Varenholz. Das Criminalgericht erkannte ihm vierzehntägige Zuchthausstrafe, und dann Landesverweisung zu.

4.

Man sucht zwar jetzt immer mehr den Schaden, der durch Quacksalber und Afterärzte verursacht werden könnte, durch obrigkeitliche Verfügun-

gen zu hindern, weil es ausgemacht genug ist, daß Gesundheit und Menschenleben dadurch zerstört wird; und in manchen Deutschen Ländern darf sich bey namhafter Strafe kein herumziehender medicinischer Mörder blicken lassen. Aber nicht überall in Deutschland ist man gleich aufmerksam auf dieses gefährliche Unwesen, und die Wunderärzte schleichen sich, oft aller Verbote und aller Aufsicht ungeachtet, ein, berauben einfältige Leute, und tödten sie, indem sie ihnen Hilfe versprechen.

Herr Dor hatte den Einfall in einem großen Fasse Regenwasser aufzufangen, eine Röhre von da bis in sein Zimmer zu leiten, und Bouteillen damit zu füllen, wovon er sich eine mit 12 Livres bezahlen ließ. Zuweilen mischte er auch wohl ein wenig Alaun oder Salz mit darunter, am gewöhnlichsten aber gab er das Wasser ganz rein. Zerschiedene Herrn und Officiers, die den Gewinn mit ihm theilten, breiteten das Mittel als sehr probat aus. Auf die Bouteillen war ein gedruckter Zettel geklebt Eau Dor; und die Leute erklärten dies gern durch Goldwasser, da es doch nur von dem Betrieger den Namen führte. — Einst kommt ein ehrlicher Bürger zu ihm, um Hilfe für sein Kind zu haben, das an Würmern litt. Ihr braucht nichts als mein Wasser, sagte der Wundermann, verkauft ihm eine Bouteille für einen halben Louisd'or, und räth, einen Löffel davon in eine Flasche gemeinen Wassers zu mischen, wovon einen

Tag lang zu trinken wäre. Der Vater bringt diese Verordnung nach Hause, und geht seinen Geschäften nach. Aber wie erstaunt er, als er bey seiner Zurückkunft findet, daß der kleine Kranke durch einen Mißverstand die ganze Flasche ausgetrunken habe. Ganz außer sich läuft er zu seinem Arzte, und bittet ihn, seinem Kinde das Leben zu retten, das nach einer so ungeheuren Dose jenes Mittels gewiß in der äußersten Gefahr seyn müsse. Seyd unbesorgt, lieber Freund, antwortet Herr Dor, mein Wasser thut nie Schaden; hier ist eine andere Flasche. Aber der Bürger nahm die Sache übel, ließ ihn die Unverschämtheit, ehrliche Leute mit solchen unschädlichen Wasserarzeney anzuführen, thätlich empfinden, und ging nicht eher, als bis er sein Geld wieder hatte. — Noch übler ging es dem armen Dor mit dem Marschalle de Biron. Dieser hatte sich einige Tage bey dem Gebrauche des Mittels recht gut befunden, aber plötzlich trocknen einigen Wunden, die er an den Füßen hatte, und er bekommt einen Stickfluß. Mit vieler Mühe rettet der Hausarzt dem Marschalle das Leben; und Dor wird von den Bedienten die Treppe hinunter geworfen. Solche Erfahrungen hätte er wohl nie von einem Wasser zu machen geglaubt, und vielleicht bekam er nun erst Zutrauen auf dessen Kräfte.

Folgende Behandlungsart der Wundärzte von Seiten der Polizey verdient sehr empfohlen zu wer-

den. In Hachenburg fand sich ein solcher Betrieger ein. Kaum war seine Ankunft ruchtbar, als es auch nicht an Menschen fehlte, die seinen Rath suchten, und seine Anweisungen befolgten. Man sah auf ein Mal viele Personen, die ihre Gesichter mit Pflästerchen belegt hatten. Kurzsehende hielten dieselben anfänglich für Schmutzflecken; Andere glaubten, die weiland Schönpflästerchen kämen wieder in die Mode, bis es sich entdeckte, daß unser Wunderdoktor dies bewirkt habe. Die Pflaster waren nämlich bey ihm Universalmedicin, Wo er sie anwenden konnte, thaten sie, wie er vorgab, Wunder. Es eilten daher Blinde, Lahme, Buckelige, kurz, Menschen mit allerley Seuchen und Gebrechen behaftet, aus der Gegend zu ihm hin, und verließen ihn mit einem tüchtigen Pflaster auf dem schadhaften Theile. Natürlicher Weise mußte die Polizey auf diesen Menschen aufmerksam werden; da man aber bey näherer Untersuchung fand, daß er sich blos mit kleinen äußerlichen Curen abgab, und diese mit einem unschädlichen Pflaster zu betreiben wußte, so ließ man ihm einstweilen sein Spiel so hingehen. Als er sich aber endlich mit innerlichen Curen befaßte, so wurde ihm anbefohlen, schleunigst die Stadt zu verlassen. Auf diesen Befehl kamen nun seine Patienten mit einer unterthänigen Vorstellung ein, und baten, daß man ihnen den Doctor doch wenigstens so lange lassen möchte, bis die Zeit, in welcher er sie zu heilen ver-

sprochen habe, verflossen sey. Die auch gegen die Thorheiten und Schwächen des Volks duldsame Regierung erlaubte dieses, zumal da man gefunden hatte, daß er sich zu seinen Curen besonders des Provenzeröls und anderer unschädlichen Sachen bediente, die er aus der Apotheke nahm — mit dem Zusatze aber, daß er, wenn diese Zeit verflossen sey, ohne Anstand die Stadt verlassen müsse. Er hatte sich nämlich anheischig gemacht, alle seine Kranken binnen vier Wochen zu heilen. Diese Zeit verstrich, und die Kranken blieben so krank wie vorher. Nun ließ ihn die Regierung mit einigen Husaren auf die Grenze bringen. Allein der Wundermann schlug nun in Lochum, einem eine Stunde von Hachenburg gelegen Dorfe, seine Bude auf, wo die betrogenen Leute nach wie vor zu ihm hinströmten. Ja er trieb seine Frechheit so weit, daß er von da aus Krankenbesuche in Hachenburg abstattete. Um nun diesem Unfuge zu steuern, erließ die Hachenburger Regierung, weil das Dorf Lochum zur Hälfte Nassauisch ist, ein Requisitionsschreiben deshalb nach Dillenberg, welches die Wirkung hatte, daß alsbald einige Husaren von dort her befehligt wurden, diesen Menschen mit Zuziehung einiger Hachenburger Husaren auf die Grenze zu bringen. Dies geschah. Unser Doctor ließ sich nun in Wulferlingen, einem andern Hachenburger Dorfe nieder, wo er noch immer

den ehemaligen Zulauf hatte, und so gar mehrmals, um seine Kranken zu besuchen, nach Hachenburg kam. Denn obgleich der Befehl gegeben war, ihn, wenn er sich in der Stadt betreten ließe, fest zu halten, so wußte er es doch alle Mal so zu machen, daß man seiner nie habhaft werden konnte. — „Auf Anstalten der Regierung, diesen Menschen wieder zu vertreiben, kamen die Einwohner von W. bittschriftlich ein; aber es half nichts, er mußte fort. Nun begab er sich in die Gegend von Neuwied, setzte aber noch immer seine Besuche in H. fort, indem er stets mit veränderter Kleidung und verändertem Aufzuge, bald zu Fuße, bald zu Pferde, bald als Werber, und bald als Jäger sich einzuschleichen wußte. Endlich aber war man so glücklich, sich seiner schätzbaren Person zu bemächtigen, wiewohl erst nach einigem geleisteten Widerstande, wo er denn mit 50 Stockschlägen zum Doctor feyerlichst erhoben wurde. Von dieser Zeit an hat man nichts weiter von ihm gehört.

In den Anspacher Zeitungen von 1793, Stück 17 und 18, wurden fünf Beyspiele von Doctorinnen und Doctoren aufgeführt, die sich selbst zu dieser Würde erhoben hatten. Von einem derselben wurde durch das Collegium der Aerzte Folgendes bekannt gemacht. „Da mit dem von hier gebürtigen Georg Leonhard Gottlieb Selbert vorgenommene zweymalige Examina hinlänglich bewährt

haben, daß sich derselbe über alle einem Wundarzte unentbehrliche Kenntnisse in der größten Unwissenheit befinde, und seine Curen blos als gelungene Wagstücke angesehen werden müssen, so wird dies nachrichtlich bekannt gemacht, damit sich Jeder vor seinen sträflichen Pfuschereyen hüten könne." Ob sich die Leute nun auch wohl gehütet haben; und ob Selbert, von seiner Unwissenheit überzeugt, abgeschreckt worden ist, die Pfuschereyen fortzusetzen? Ich zweifle!"

Friedr. Wilh. Kirmse, Schulmeister zu Thimendorf, 1 1/2 Stunde von Eisenberg, legte sich auf Menschenflickerey, und trieb seinen Unfug noch im Jahre 1793 im Stillen. Aber der Glaube an das Wunderbare ist groß, und die Menschen wollen nicht untersuchen, daß jede Erscheinung in der Natur, also auch jede Krankheit, ihre natürlichen Ursachen habe. Der Ruf von diesem Menschen verbreitete sich daher immer mehr. Die Betrogenen schwiegen, oder freueten sich, Andere auch betrogen zu sehen, und das Uebrige bedeckte die Erde. Jetzt zogen Schaaren des leichtgläubigen Volks aus Dörfern und Städten zur Wohnung des Harnpropheten, und belagerten sie mit Hamgläsern. Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Große und Kleine standen mit staunenden Augen, aufgerissenem Munde und gierigen Ohren vor seinem Gerichte, die unerhörte Weisheit dieses Wundermannes zu fassen, der mit gefalteten

Händen, verzerrtem Gesichte und gen Himmel gerichteten Augen Tod und Leben verkündigte. Das Mehreste verrichtete er mit Mißbrauch des Namens Gottes, und durch das Zeichen des Kreuzes; und dieses nannte er Sympathie. Er stand dabey seinem Schulamte schlecht vor, und vernachläßigte es zum Nutzen seines Beutels und zum großen Schaden derer, welche er lehren sollte.

Eine Frau Doctorinn hatte noch im Jahre 1793 ihre Arzneybude in Hebenshausen, einem Hessischen Dorfe, eine Stunde von Witzenhausen, und zog da ruhig ihre 2- bis 300 Thaler jährlich von der Unwissenheit und Einfalt des gemeinen Mannes nicht nur, sondern auch mancher Vornehmern. Sie wohnte sonst auf dem Eichsfelde, wurde aber gar bald, weil sie mehrern Kranken schnell davon half — des Landes verwiesen. Darauf schlug sie ihren Wohnsitz in oben genannten Dorfe auf. Freylich wurden auch hier ihre Curen bald ruchbar, und ihr demnach bey Zuchthausstrafe verboten, keinem Hessen Arzeneymittel zu geben; und das wußten die Leute im Hessenlande. Wenn sie daher ihren Rath und Hilfe suchten, so thaten sie es immer unter dem Namen der Hannoveraner, und die Betriegerinn fand auch weiter nicht für gut, die Landsmannschaft zu untersuchen, sondern gab und nahm. Am mehresten besuchte man sie indessen aus dem Hannöver-

schen, und man weiß Beyspiele, daß Leute 4 bis 8 Stunden weit herkamen, um Arzeneymittel bey ihr zu holen. Kein Tag verging, da nicht 8 bis 10, theils selbst Patienten, theils Abgesandte derselben in ihren Gesundheitstempel kamen. Dabey ging es nun so zu: Auf der Hausflur waren Stühle und Bänke angebracht, wo sie sich hinsetzen und warten mußten. Einer nach dem andern wurde dann ins Zimmer geführt. Einige Helferinnen der Frau Doctorinn waren dazu abgerichtet, die Leute auszufragen, indem sie selbst nicht gegenwärtig war, sondern in einer daran stoßenden, durch eine Breterwand von der Stube geschiedenen Kammer zuhörte. In der Unschuld erzählten die Leute alle. Endlich erschien die Frau Doctorinn (so hieß sie wirklich in der dasigen Gegend weit und breit umher) ließ sich mit einer geheimnißreichen Miene das Uringläschen reichen, (ohne dieses Gefäß wurde Keiner angenommen) schien nachzudenken, sagte dann die hinter der Wand vernommenen Gebrechen des abwesenden oder gegenwärtigen Patienten, bereitete in aller Geschwindigkeit ihre Arzeneyen, die meistentheils ganz einerley, nur durch Vermischung gewisser Tropfen von zerschiedener Farbe, und gemeiniglich schweißtreibend waren; und nahm dann ihr Opfer an Geld, Flachs rc. Die Leute konnten besonders die Kunst der Frau, aus dem Urine zu sagen, was für Gebrechen der Kranke habe, nicht genug bewundern. Sie brauchten vornehmlich ihre Arzeneyen dann, wenn

jene

jene aus der Apotheke in der Stadt nicht gleich anschlugen.

In Schweinfurth starb den 30. März 1784 ein Mann an den Folgen einer genommenen Laxanz, die er sich von einem Marktschreyer hatte geben lassen, der so wie andere seines Gleichen hier nur heimlich herum schlich. Sie bestand in sieben Pillen, wovon er nur fünfe nahm; und diese griffen ihn dermaßen an, daß er, aller getroffenen Vorkehrungen ungeachtet, an einer gänzlichen Entkräftung starb.

In Leipzig schaukelten zwey unvorsichtige Knaben auf Bauhölzern. Einer fiel herab, und nun konnte der andere das schwankende Holz nicht mehr halten, und es zerschlug ihm das Bein. Seine Aeltern liefen nach einem Wundarzte, und weil dieser eben nicht zu Hause war, suchten sie bey einem Quacksalber Hilfe. Dieser klebte seine Schmieralien auf die Wunde, wodurch sie schlimmer wurde. Nun befragten die Aeltern doch noch einen rechtmäßigen und verständigen Wundarzt. Dieser nahm die Quacksalbereyen wieder herunter, und legte die wirksamsten Mittel gegen den Brand auf, welcher sich zu zeigen anfing. Allein der Pfuscher kam wieder, und nahm die Aeltern durch seine Prahlereyen so ein, daß sie dennoch seine Mittel wieder brauchten. Der Brand nahm nun überhand, und dem armen Kinde mußte das Bein abgelöst werden. Dies geschah 1785.

1786 kam ein anderer Quacksalber an eben den Ort, der sich Clermont aus England schrieb, und ein alter abgedankter Soldat war. Sein Haar, das er in einen Zopf zusammen gebunden trug, war eisgrau, aber er wollte auch 103 Jahr alt seyn. Dieser Mann gab sich Anfangs für einen Adepten *) aus, fing an, den Arzt zu spielen, besah das Wasser, verordnete Pillen und Pulver, die für alles gut seyn sollten, und bekam Zulauf. Es ist sehr lächerlich, eine Universalmedicin auch nur für möglich zu halten. Denn bey den meisten Krankheiten liegt der Fehler in der Mischung der Säfte des Körpers, indem von diesem oder jenem Theile, aus dem sie bestehen, zu viel oder zu wenig in der Masse ist. Die Universalmedicin soll also bey einem Patienten, der z. B. zu viel Schärfe im Blute hat, dieselbe wegnehmen, und bey einem andern soll sie die Schärfe vermehren, das heißt, einerley Ursache soll ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor bringen. Ein Kind sieht ein, daß dies unmöglich ist. Clermonts Pillen laxirten einige Leute auch so gewaltsam, daß sie dem Tode nahe kamen.

---

*) Adepten sind Leute, die etwas, das sie suchten, erlangt oder gefunden haben. Man giebt diesen Namen den seyn wollenden Goldmachern, die den so genannten Stein der Weisen, an den die Vernunft auch der gelehrtesten Männer anstößt, und oft Schiffbruch leidet, gefunden haben wollen.

In Danzig war 1787 eine Frau, die gelähmte Glieder, Blattern und andere einander ganz unähnliche Krankheiten blos durch Ueberstreichung mit einem Steine heilen wollte. Das Sonderbarste dabey war dies, daß es Leute gab, die dem Wundersteine wirklich eine solche Kraft zutraueten, welche die Frau ihm beyzulegen beliebte.

Zwey Kinder eines Bürgers in Günzburg, zwischen sieben und neun Jahren alt, wurden 1786 mit einem starken Ausschlage am Kopfe befallen. Die Mutter kam zum Eisenmeister (sonst Kerkermeister) welcher, so wie anderwärts die Schinder und Abdecker, in die Arzeneykunst pfuschte, und jetzt eben eine Salbe aus so genanntem Fliegengifte und frischer Butter zubereitete. Die Frau klagte den Zustand ihrer Kinder, und der Quacksalber versicherte, daß eben die Salbe, welche er jetzt verfertige, das unfehlbarste Mittel gegen die bösen Köpfe sey. Die getröstete Mutter brachte eilends eine gute Portion frischer Butter, und erhielt dagegen die gewünschte Salbe, womit sie die Köpfe ihrer kranken Kinder wacker beschmierte, und, um es recht gut zu machen, auch hinter den Ohren und am Halse die Wundersalbe nicht fehlen ließ. Die Kinder wurden darauf immer kränker, und das jüngere starb in vier und zwanzig Stunden — das ältere auch bald nach dieser Salbung. Als man den Arzt rief, war es zu spät

zu helfen; das Gift hatte schon die innern und feinern Nerven im Halse angegriffen. Vermuthlich ist nun dem Apotheker verboten worden Fliegengift zu verkaufen, so wie dem Eisenmeister, in die Arzeney-kunst zu pfuschen; oder die Leute werden so klug, ihre und ihrer Kinder Gesundheit so wenig einem Eisenmeister zu vertrauen, als sie ihre Kleider von einem Hufschmiede machen lassen.

H., ein Tabakshändler in M., hatte am vierten November 1790, als er Abends über die Straße lief, das Unglück, über einen kleinen Hügel zu fallen. Zwar konnte er allein wieder aufstehen; aber er fühlte sich doch einer Verletzung des linken Knies wegen unfähig, nach Hause zu gehen, und mußte sich deswegen dahin tragen lassen. Das Knie und das ganze Bein schwoll auf und schmerzte; allein durch die geschickte Behandlung des Arztes befand sich der Kranke am eilften December so wohl, daß er seine Aerzte, froh über sein Befinden, und zufrieden mit ihrer Hilfsleistung, nachdem der letzte Verband geschehen war, entließ. Um so befremdender war die bald erfolgende Nachricht, daß der Kranke bereits eine halbe Stunde, nachdem ihn seine Aerzte ohne Ursache zu einer Besorgniß verlassen hatten, gestorben sey. Wer hätte es denken sollen! Der ungeduldige Patient hatte eine Bäckersfrau, die sich mit Heilung der Beinbrüche abgab, zu sich rufen

lassen, um von ihr schnell geheilt zu werden. Diese nahm so gleich den von den Aerzten eben erneuerten Verband ab, machte mit dem Beine allerley Drehungen und Wendungen, wobey man an dem Kranken deutliche Zeichen des heftigen Schmerzes, die er mit Gewalt, vermittelst eines Schnupftuchs im Munde, zu unterdrücken suchte, bemerkt haben soll — ließ ihn endlich mit dem Beine hart auftreten, führte ihn in der Stube herum, setzte ihn wieder auf den Stuhl, zog und bewegte den Fuß von neuem, bis unter diesen Handgriffen der Kranke in eine Ohnmacht fiel und starb! — Bey der gerichtlichen Leichenöffnung, welche sehr genau und kunstmäßig geschah, fand man alle Theile im natürlichen Zustande der vollkommenen Gesundheit; nur an dem durch die geschickte Behandluug jener Aerzte beynahe wieder hergestellten Beine zeigten sich die deutlichsten Verletzungen von der mörderischen Mißhandlungen jenes Weibes. Es ist ausgemacht, daß allein gewaltige Schmerzen, so gar ohne irgend eine andere im Körper vorhandene Todesursache, durch heftigen Reitz eine tödliche Ohnmacht bewirken können; denn ein solcher heftiger Reitz benimmt entweder dem Körper alle seine Reitzbarkeit, ohne welche das Leben aufhört; oder er hemmt durch einen allgemeinen Krampf den Umlauf des Bluts, und verursacht einen plötzlichen Tod.

Cagliostro, in niedrigem Stande unter der Jüdischen Nation geboren, wollte versuchen, wie

weit ihn das Glück, das so manchem Schurken und Narren günstig ist, empor heben könne. Und so fing er damit an, sich für einen Grafen auszugeben, und heirathete zu seiner Gehilfinn eine verschmitzte Buhlerinn. Nun reiste das saubere Paar zuerst nach Holstein, und von da nach Petersburg. Hier gaben sie sich für Aerzte aus, und da sie bey ihren Kuren die seltenste Uneigennützigkeit vorspiegelten, so machten sie bald großes Aufsehen. Die nunmehrige Gräfin war zwanzig Jahre alt, und sprach wie von ungefähr von ihrem ältesten Sohne, der schon seit geraumer Zeit Hauptmann in Holländischen Diensten sey. Dies leitete natürlicher Weise das Gespräch auf ihr Alter, und es fand sich, daß die schöne Mutter schon sechzig Jahr alt war. Die Damen erstaunten, ahndeten keinen Betrug, indem die Gräfin sich von freyen Stücken für so alt ausgab. Sie wurde höchlich gebeten, das Wasser ewiger Schönheit mitzutheilen, und sie that es endlich, nachdem sie dafür ansehnliche Summen gesammlet hatte. Selbst die Kaiserinn ließ sie zu sich kommen; aber die Folge der Unterredung war der Befehl, das Russische Reich zu verlassen, jedoch mit einem Geschenke von 20,000 Rubel begleitet. Ein anderer Vorfall beschleunigte ihre Abreise. Cagliostro hatte versprochen, ein todkrankes zweyjähriges Kind einer vornehmen Dame um den Preis von 1500 Louisd'or zu heilen. Er verlangte nur eine Zeit von

acht Tagen dazu. Den zweyten Tag steigt die Krankheit. Er bittet inständigst, ihm das Kind zur Verpflegung in das Haus zu geben. Den fünften Tag fängt es an sich zu bessern, den achten war es ausser Gefahr, und nach drey Wochen bringt er ein vollkommen gesundes Kind in die Arme der zärtlichen Mutter zurück. Aber zum Unglück für den Herrn Doctor verbreitet sich das Gerücht von einem gekauften Kinde; er muß gestehen, und entschuldigt sich damit, daß er dadurch den Schmerz der Mutter zuvörderst zu beruhigen gesucht habe. Man fragt, wo der Körper des verstorbenen Kindes geblieben sey? und erhält zur Antwort: er sey verbrannt, um ein Experiment zu versuchen. Man verlangt die 1500 Louis'dor zurück; aber zu spät, die Vögel sind ausgeflogen. Nun ging es nach Warschau, Strasburg, Paris. Hier gab er sich für einen Widerhersteller der ächten Aegyptischen Maurerey aus, wollte lehren, über den Tod zu herrschen, und Verstorbene aus dem dunkeln Grabe auf einige Zeit zu erwecken. Denn man kann den meisten Menschen auch das Unglaublichste glaublich machen, wenn man sie nur Schritt vor Schritt dahin führt. In Paris war es auch, wo er 36 Damen, jeder 100 neue Louisd'or abnahm, unter dem Vorgeben, sie gewisse Geheimnisse zu lehren. — Seinem Vorgeben nach hatte er unzählige Geister zu seinem Gebote, und doch konnte ihm kein einziger vorher sagen, daß er in

Rom auf die Engelsburg gefangen gesetzt werden würde. Alle seine Geräthschaften von Zauberlaternen rc. sollten durch Henkers Hand verbrannt werden. So geht es am Ende Betriegern!

In dem Churmainzischen Oberamte Krautheim trug sich im November 1790 Folgendes zu. Georg Keppler von Morlach, hatte schon vor acht Jahren auf der rechten Seite des Gesichts, ungefähr einen Finger breit unter dem Auge, eine kleine Blatter in der Größe einer Linse bekommen, welche zu vertreiben mehrere Mittel vorgeschlagen und gebraucht worden waren, wobey sich aber das Uebel immer vergrößert hatte. Auf Anrathen bekannter Personen ließ er endlich den Bader Sauer in Morsbach rufen, und entdeckte diesem angeblichen Wundermanne sein Anliegen, welcher auch gewisse und baldige Hilfe versprach. Da sich nach einigen Wochen nicht die geringste Besserung auf seine gebrauchten Mittel zeigte, ließ der Kranke sein Mißtrauen in seine Versprechungen merken, worauf gedachter Sauer äußerte, er müsse bekennen, daß, nachdem seine bisherigen Versuche fruchtlos geblieben wären, er selbst zweifle, den Schaden durch die sonst dienlichen Mittel heben zu können, und zwar deswegen, weil dieses Uebel keine natürlichen Ursachen habe, sondern einer Behexung zuzuschreiben sey; es müßten demnach ganz andere Mittel angewendet

werde. Diese besitze er, und wenn der Patient Zutrauen zu ihm habe, wolle er ihn bald gesund machen. Voll Sehnsucht nach Hilfe verstand sich dieser zu Allem; und Sauer begann seine Spiegelfechterey folgender Maßen: Zuvörderst wurde von ihm eine Schüssel voll Wasser und ein Bogen Papier verlangt. Mit diesen Stücken spielte er allerhand Gaukeleyen, indem er sie bald hin und her stellte und wandte, und am Ende das Papier in den Ofen warf. Während er diese Blendwerke vornahm, verbot er der Frau des Patienten, irgend Jemand in das verschlossene Haus zu lassen, oder wenn Jemand an der Hausthür klopfte, solche zu eröffnen, noch weniger zum Fenster hinaus zu sehen. Nach diesem verlangte er 10 Carolin in einem und demselben Jahre geprägt, und 17 Kreuzer, ebenfalls von einem Gepräge, unter dem Vorwande, dieses Geld müsse an einem Kreuzwege vier Wochen lang unter die Erde vergraben werden, um dadurch die Hexe, die ihm das Uebel gemacht habe, zu bannen, und außer Stand zu setzen, ihm ferner in seiner Cur hinderlich zu seyn. In der Angst, worin der Kranke wegen seines Uebels war, und da ihm Sauer ein lateinisches Buch zeigte, welches nach seinem Vorgeben schon über hundert Jahr alt sey, ließ er sich überreden, das Geld so gut als möglich herbey zu schaffen, worauf Sauer dasselbe in Gegenwart der Frau und des Patienten mit seinem Petschafte versi-

gelte, und beyde ihre Namen darauf schreiben ließ. Sauer, nahm dies zu sich, nachdem er vorher noch einige diesen unbekannte Worte hinzu gesetzt hatte. Seit diesem Vorgange kam er einige Mal wieder, den Patienten zu besuchen, und wollte ihn glauben machen, die Heilung gehe sehr gut von Statten. Weil aber weder der Kranke, noch seine Verwandten sich davon überzeugen konnten, so ließ die Frau dem Sauer sagen, zu ihm nach Morlach zu kommen, sie wolle zu der nämlichen Zeit ihren Schwager und den Schuldheiß zu Altenkrautheim auch dazu bestellen, um die Sache genau untersuchen zu können, und von ihm eine Erklärung zu vernehmen, ob er dem Uebel vorstehen könne oder nicht. Sauer aber erschien am bestimmten Tage nicht, sondern erst früh mit Anbruch des folgenden Tages. Die Frau äußerte, ihren Schwager und den Schuldheiß auch holen lassen zu wollen; Sauer aber antwortete, es sey genug, wenn ersterer allein komme, ging jedoch, ohne die Ankunft desselben zu erwarten, unter dem Vorwande, es wäre ihm nicht recht wohl, und er wolle sich im Wirthshause einen Branntwein geben lassen, in aller Eil hinweg, und eben so geschwind zum Dorfe hinaus. Wenige Wochen nach diesem Vorgange ist der Unglückliche an seinem Krebsschaden wirklich gestorben.

Doch nicht alle die, welche die Medicin nicht besonders erlernt haben, und, bey einfachen Mitteln,

unschädliche Handgriffe gebrauchen, sind Quacksalber in dem Sinne, wie wir sie bisher beschrieben haben. Von der Art war Manuel, ein Priester, der im Aeußerlichen nichts Hervorstechendes hatte, und auch nichts weniger, als gelehrt war. Wöchentlich ritt er zwey Male auf seinem Maulesel von Rio Tinto, wo er wohnte, nach Porto (beydes liegt in Portugall) und stieg bey dem Apotheker in der Blumenstraße ab. Daselbst versammelten sich die Lahmen und Krüppel, oder wer irgend ein Glied zerbrochen oder verrenkt hatte; und er heilte sie. Denn mit dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand wußte er die verschobenen Muskeln, Sehnen und Knochen auf ein Haar zu finden, und bog und drückte sie dann mit solcher Kraft wieder in die Lage, wie sie seyn mußten, daß sie leichter heilten; und eben so genau und fest legte er bey zerbrochenen Gliedern den Verband an. Arzeneymittel brauchte er wenig, und nur die einfachsten: Weinstein in Wein abgesotten, und Terpentin. Die Geschwulst vertrieb er mit Knabenurin. — Auf solche Art heilte er einen Krüppel, der drey Rippen im Leibe zerbrochen hatte, und einen Lahmen, dem ein gelehrter Wundarzt das zerbrochene Bein so schief geheilt hatte, daß er nicht darauf gehen konnte; er schlug es erst ein Jahr nachher wieder entzwey, und heilte es in Zeit von vier Wochen. Eine arme Frau war von einem Feigenbaume gefallen, und konnte weder sitzen, noch

stehen, noch liegen. Jeder glaubte, sie hätte das Gefäßbein zerbrochen, welches gar schwer zu heilen seyn soll. Der Priester strich sie mit seinem starken Daumen längst dem Rückgrade herunter, und sprach ihr Muth ein, indem er sagte, es sey blos verrenkt. Darauf nahm er das Weib vor sich, stemmte sein Knie gegen den verletzten Ort, faßte mit den Händen an ihre beyden Schultern, und bog sie mit einem Male so gewaltig, daß man einen lauten Knack hörte. Die Frau that einen Schrey, stand auf, und ging ihres Weges. Der Priester nahm die Leute immer in der Ordnung vor, wie sie kamen, heilte die Armen umsonst, und die es bezahlen konnten, für 4 Groschen. Die Reichen, die ihn zu sich ins Haus kommen ließen, mußten 1 Thlr. bezahlen, nicht mehr und nicht weniger. Für dieses Geld unterhielt er seinen Maulesel. Er selbst lebte von seinem kleinen Priesterthume schlecht und recht, und enthielt sich alles Weins und starker Getränke, welche er seinen Patienten auch verbot. Dies Wesen trieb er über 50 Jahre, und war froh dabey. Endlich starb er 1782 im 80sten Jahre seines Alters, bedauert von dem ganzen Lande, in welchem das Gerücht von seinen Thaten erschollen war. Uns hinterließ er die Lehre, daß die einfachsten Mittel meistens die besten sind, und daß anhaltende Aufmerksamkeit und Uebung den Künstler machen.

Einen Manuel giebt es selten; denn eigennützige Betriegereyen sind sonst allen Quacksalbern eigen. Ein solcher hatte einst in dem Anhaltischen Dorfe Wörpzig seine Bude aufgeschlagen, hielt mit seinen Leuten Aufzüge zu Pferde, ließ Trompeten blasen, spielte Komödie, und hielt Reden, worin er zum fleißigen Ankaufe seiner Arzeneyen ermunterte. Aber die Leute waren mißtrauisch, vermuthlich weil sie schon oft betrogen worden waren. Da ließ er sich ein Glas mit reinem Wasser geben, schüttete ein weisses Pulver hinein, das er für Gift ausgab, und das Wasser wurde sehr trübe. Nun ließ er einen Ring hinein fallen, und gleich setzte sich das Pulver zu Boden, und das Wasser wurde klar. „Das Pulver, sagte er hierauf, ist Gift, der sympathetische Ring zieht dies kräftig an sich; ihr habt es jetzt gesehen. Wer einen solchen Ring am Finger trägt, dem zieht er eben so alles Gift aus dem Körper. Ich gebe ihn als eine Zugabe, wer von meinen Arzeneyen kauft; sie kosten nicht mehr als zwey gute Groschen, und sind probat: Der Ring wird auf Zeitlebens wohl thun.“ Da flogen die Schnupftücher, in jedem zwey Groschen gewickelt, so daß der Herr Doctor und Gehilfen kaum Zeit hatten, alle Käufer zu befriedigen; und bekümmert darüber, für wen und wogegen (das wußten die Käufer großen Theils selbst nicht) die Arzeneyen dienen sollten. — Durch geringe Zumischung einer Auflösung alcalischen Salzes wird

das klarste Wasser ganz trübe, und durch Beymischung der Vitriolsäure wieder völlig klar. — Das ist das Geheimniß, durch welches der Quacksalber hier, und überall, wo er seine Giftbude aufschlug, unwissende Menschen täuschte.

VI. Allerley Kunststückchen der Hexen, und Mittel, sich dagegen sicher zu stellen, werden aufrichtig gelehrt; auch wie man sonst mit den Hexen umgesprungen ist.

Zaubern oder Jemanden Tort anthun, soll heißen, durch Worte oder Handlungen etwas außerordentliches thun oder Jemanden schaden wollen. Worten legt man abergläubig eine Kraft bey, entweder durch Segenssprüche oder durch Beschwörungen Gutes zu erlangen, und Böses abzuwenden. Die heidnischen Priester gaben vor, daß ihre Worte die Kraft hätten, Geister zu bannen, Flüsse aufzuhalten, die Feuchtigkeit des Mondes herab zu ziehen u. s. w. Die Juden schrieben den Worten: Jehova, Jah, Adonai, Schem, Hamphorasch — außerordentliche Wirkungen zu. Auch die Christen brauchen gewisse heilige Worte, das Zeichen des Kreuzes, Sprüche der heiligen Schrift, geweihtes (d. i. von dem Priester eingesegnetes) Wasser, Oblaten, die

schon beym Abendmahle eingesegnet worden sind, um damit außerordentliche Dinge zu thun. Man segnet Waffen, um sie glücklich zu machen, sucht durch Worte und abergläubige Handlungen Krankheiten an Menschen und Vieh zu heilen, Raupen zu vertreiben, das Blut zu stillen u. s. w. Das Segensprechen ist darum keinesweges erlaubt, weil dabey Gottes Wort und Name gebraucht werden; denn wo ist es verheißen, daß die Aussprechung eines Theils des Wortes Gottes die Kraft habe, irgend ein Uebel abzuwenden oder zu heilen? Was die Apostel vormals thaten, das thaten sie im Namen und in der Kraft Gottes und Christi; von Jesu hatten sie dazu die Macht. Wie könnte daraus die Folge gezogen werden, daß alle Christen auch so etwas thun könnten und dürften? Wo haben jene heiligen Männer auch jemals solche Gaukeleyen getrieben, wie heut zu Tage vorgenommen werden, um Feuer zu löschen, Ungeziefer, Krankheiten, Gewitter rc. zu vertreiben? Ein Segensspruch ist kein Gebet zu Gott, sondern Gott wird damit beschworen, oder soll gleichsam gezwungen werden, etwas zu thun. Man vergißt dabey die rechten Mittel, und setzt sein Vertrauen auf nichtswürdige Tändeleyen. — Ein Knabe, der auf einer auswärtigen Schule war, nahm seinen Aeltern, als er nach einem Besuche von ihnen abreiste, einen Ring weg, dessen Werth ihm unbekannt war. Der Verdacht fiel auf ihn, und sein Vater schrieb ihm einen Brief

in den härtesten Ausdrücken. Aber eben dadurch wurde dieser abgeschreckt, seinen Fehler zu gestehen; er versicherte vielmehr, daß er unschuldig sey, und man glaubte es. Nun schickten die Aeltern in ein benachbartes Kapuzinerkloster, und baten, entweder den Ring wieder herbey zu schaffen, oder doch den Entwender desselben zu entdecken. Der Mönch versprach das Letztere, ging mit dem Boten in das Haus, kreuzigte und segnete in der Stube herum, und sagte dann gewisse Formeln aus einem Buche her. Nun mußte man ihn allein lassen; dann zog er drey geweihete Kerzen hervor, welche angezündet wurden. Nach einer halben Stunde war er fertig und sagte, daß nun derjenige, der den Ring entwendet, nicht ruhig seyn könne, bis er den Ring angezeigt habe. In der nämlichen Woche wurde die Köchinn im Hause krank, und da sich ihre Krankheit mit Bangigkeit anfing, so fiel die Herrschaft darauf, daß sie wohl die Entwenderinn des Ringes sey, und fing an, sie mit Härte zu behandeln, um sie zum Geständnisse zu bringen. Dadurch verschlimmerte sich die Krankheit der Köchinn, welche nun einen Arzt forderte, aber die sonst mitleidige Herrschaft kaum zu bewegen vermochte, ihr denselben zu gestatten. Indessen lebte der wirkliche Dieb ruhig auf seiner Schule, ohne durch die Beschwörungen und Formeln des Mönchs in Leibes- oder Seelenleiden gesetzt zu werden, bis er endlich, da er erfahren hatte, daß die sonst

immer

immer treue Magd in Verdacht gekommen war, von selbst das Bekenntniß that, und den Ring freywillig wieder zurück gab.

Wenn ein Sterbender den, der ihn beleidigt hat, vor Gottes Angesicht fordert, (wovon es Beyspiele giebt) so folgt daraus nicht, daß dieser in der von dem Kranken bestimmten Zeit sterben und da erscheinen werde. Denn Gott wird nach dem Verlangen eines Rachgierigen die Lebenszeit eines Menschen nicht abkürzen, der ohnehin seinem Gerichte nicht entgehen kann. Man hat Beyspiele, daß solche Citirte wirklich in der bestimmten Zeit gestorben sind, und daher geglaubt, daß doch wohl etwas an der Sache seyn müsse. Kann denn aber die Lebenszeit des Citirten nicht ohnehin zu Ende gegangen seyn? Können nicht die Regungen des wunden Gewissens ihm den Tod zugezogen haben? Warum hat man nicht auch die Beyspiele angemerkt, da Citirte nicht gestorben sind? und dieser möchten wohl weit mehr seyn. — Kleine Kinder soll man nicht kleine Krebschen nennen, weil sie sonst nicht gedeihen. Die Krebse, so philosophirt man, kriechen zurück; folglich wenn man kleine Kinder so nennt, gehen sie in ihrem Leben zurück, sie sterben. Aber kleine Krebse wachsen, folglich würden kleine Kinder, wenn man sie so nennte, geschwinder groß werden müssen. Doch weg mit solchen Tändeleyen, wer wird daran glauben,

wer ihre Widerlegung fordern! — Die Zimmerleute und Maurer werden beschuldigt, daß sie, wenn sie bey dem Baue eines Hauses verdrießlich gemacht würden, durch gewisse Worte ein Unglück hinein legen oder hinein bauen könnten. Aber Worte bleiben Worte; sie können wahrhaftig keine Wirkungen haben. Wenn sie gesprochen sind, so sind sie dahin, und können bey oder zu Krankheiten weder helfen noch schaden. Bey Niederreißung der Mauer eines Hauses will man einst einen Teller, auf welchem Würfel lagen, und eine hölzerne Hand gefunden, und so gar angemerkt haben, daß von Kind und Kindeskindern desjenigen, der das Haus erbauete, ihr väterliches Erbe zerstreuet worden sey. Es hat vielleicht abergläubige Leute gegeben, die durch Hineinlegen genannter Sachen in ein zu erbauendes Haus Unglück hinein bauen zu können glaubten. Daß das aber den erwarteten Erfolg habe, ist nicht zu glauben; und wenn jene Bemerkung gegründet ist, daß die Nachkommen ihr väterliches Erbe durchbrachten, so war es blos Zufall. Hat uns Gott in einen so unsichern Zustand gesetzt, daß unser Schicksal von dem Willen eines Feindseligen abhängt? O wenn die Verwünschungen eines abergläubigen Thoren, oder die Worte eines Bösewichts auf unser Schicksal Einfluß haben könnten, wie traurig würden dann unsere Tage, wie wenig Gutes, und wie viel Böses würde dann in der Welt seyn! Wer einen großen Bau anfangen will, oder sonst eine

Sache von Wichtigkeit unternimmt, und sich dabey niedrige Sparsamkeit, Bedrückungen und Ungerechtigkeiten erlaubt, der wird dadurch dem armen Arbeitsmanne Gelegenheit geben, zu dem hinauf zu seufzen, der die Klagen des Nothleidenden hört, und ihm hilft. Wenn Aeltern oder Lehrer ihren Kindern fluchen, so wird dabey voraus gesetzt, daß diese in einem hohen Grade gottlos sind; und wenn es ihnen dann nicht wohl geht, so waren nicht die Fluchworte die Ursache, sondern ihr fortgesetztes böses Verhalten. Man sieht oft, daß es mit einem Menschen, Trotz aller seiner Bemühungen, nicht recht fort will, und daß ihm überall Unglück im Wege steht. Ein solcher glaubt dann wohl selbst, daß ein Fluch auf ihm ruhe, weil er sich erinnert, daß sein Lehrer, sein Vater oder seine Mutter ihn einst verwünscht haben. Aber wie könnte die Kraft jener Worte so weit reichen? Gewiß würden sie keine üblen Folgen haben, wenn ein solcher anfinge, besser als ehedem zu handeln. Aeltern und Lehrer aber sollten doch auch nicht so leicht, wie gewöhnlich, sich bewegen lassen, den Kindern zu fluchen. Denn wenn dies gleich an und für sich keine übeln Folgen hat, so macht es doch diesen ein unruhiges Gewissen, und hindert sie vielleicht, ihr Glück zu machen.

Das **Nestelknüpfen** ist die Knüpfung eines Knotens, wobey eine unbekannte Kraft vermittelst

des Segensprechens wirken soll. Man sagt, es könne dadurch einem die Mannheit benommen werden. Wenn nämlich Jemand während der Zeit, da verlobte Personen vor dem Altare stehen, um sich durch priesterliche Einsegnung zu verbinden, mit besondern Ceremonien und Worten, in das Hosenband einen Knoten bände, so solle dieses besonders dann Kraft haben, wenn die Verlobten nicht nahe genug an einander stehen. Es würde der Weisheit und Güte Gottes ganz entgegen seyn, wenn er neidischen und boshaften Menschen die Macht geben wollte, jungen Eheleuten auf diese Art zu schaden. Dessen ungeachtet braucht man gegen das Nestelknüpfen lächerliche Mittel. Man soll nämlich einen Ringe am Finger tragen, worin das rechte Auge eines Wiesels eingefaßt ist; man soll Hauswurzel essen, durch den Trauring sein Wasser laufen lassen, sich mit dem Zahne eines todten Menschen räuchern, von einem Grünspechte essen, über eine Thürschwelle gehen, unter welche Quecksilber in einem mit Wachs zugestopften Federkiele liegt. Der Bräutigam soll, ehe er mit der Braut zur Kirche geht, das Bierfaß anzapfen, und den Zapfen zu sich stecken. Aber wer sich eines keuschen Lebens und keines natürlichen Fehlers bewußt ist, der mag diese Mittelchen immerhin ungebraucht lassen. Ein Anderer, der von Natur oder durch Ausschweifungen untüchtig zum Ehestande ist, mag immerhin die Schuld auf Zauberey schieben; man wird es ihm nicht glauben. Wer

sich des Raths eines guten Arztes bedient, der wird den Zauberer nicht bitten dürfen, den Knoten auflösen. — Eine Pomeranze, ganz verschluckt, und nachdem sie so wieder weggegangen ist, gerieben, soll verliebt machen, wenn man sie einem in irgend etwas eingiebt. Aber wenn du weder äußere noch innere Vorzüge hast, dann werden Pomeranzen und Froschspitzen deine Absicht gewiß nicht befördern, die du auf irgend eine Person hast. Man glaubt nämlich, wenn man einen Frosch in einer durchlöcherten Schachtel in einen Ameisenhaufen setze, so finde man an dem zurückgebliebenen Gerippe eine Spitze, welche die Eigenschaften habe, den verliebt zu machen, der damit gestochen oder nur berührt werde. Viele stehen auch in dem Wahne, daß, wenn ihre Fußtapfen aufgenommen, und in den Rauch gehangen würden, sie ganz matt und kraftlos werden müßten. Andere meinen, daß dies durch das Anschreiben gewisser Zeichen und durch das Anschmieren gewisser Salben an die Hausthür, oder durch Vergrabung einer Kröte oder Eidechse unter die Thürschwelle geschehen könne. Wenn ein Bösewicht einem Menschen Gift beybringt, so treten üble Fälle ein, oder er muß gar sterben. Aber wie kann etwas aufgenommene Erde, auf welche ein Mensch mit dem Fuße getreten hat, eine Auszehrung bey ihm bewirken, wenn sie in den Rauch gehangen wird? Wie kann ein an die Hausthür geschriebenes Zeichen, oder etwas an dieselbe gestrichene

Salbe einem Menschen schädlich oder tödtlich seyn? Wie kann ein Mensch davon krank werden, wenn er über eine Thürschwelle geht, unter welcher dieses oder jenes vergraben ist? Zwischen diesen Dingen und dem Menschen ist keine natürliche Verbindung; wie könnten sie ihn krank machen? Durch böse Geister kann so etwas nicht geschehen; denn die können auf unserer Erde nicht wirken. Gesetzt aber, es wäre wirklich ein Beyspiel vorhanden, daß ein Mensch, dessen Fußspur man aufgenommen und in den Rauch gehängt hatte, darauf erkrankt oder gar gestorben wäre, so darf man deswegen noch nicht behaupten, daß jenes die Ursache davon war; denn zwey Dinge können wohl auf einander folgen, ohne daß das zweyte die Wirkung von dem ersten ist. Dies geschieht in der Welt sehr oft. Heute ist ein Gewitter, morgen stirbt der Bürgermeister. Kann man deswegen sagen, daß Gewitter den Bürgermeistern gefährlich sind? Und wenn man auch Beyspiele anführte, daß dergleichen Fälle von der Obrigkeit untersucht und wahrscheinlich befunden worden wären; so ist es nichts desto weniger zu bezweifeln. Denn die Obrigkeit hat ehedem auch untersucht, ob es Hexen gäbe, und hat sie verbrennen lassen; und doch hat es nie Hexen gegeben. Wenn sich in den ausgegrabenen Fußtritten feine Ausdünstungen von dem Menschen fänden, so steht er doch mit diesen von ihm ganz getrennten Theilen in gar keiner Verbin-

dung mehr; wie sollten sie daher Wirkungen auf seinen Körper haben können? — Eben so verhält es sich mit Blut und Haaren, wovon man glaubt, daß es besonders gefährlich sey, wenn sie in die Hände eines Zauberers geriethen. Daher rathet man, die Haare so gleich zu verbrennen, und das weggelassene Blut in fließendes Wasser zu gießen. Ueberhaupt glaubt man, durch irgend eine Sache, die man einst an sich getragen, und worinn man geschwitzt habe, behext werden zu können. Mag man doch damit vornehmen, was man will, es in den Rauch hängen oder verbrennen! Was einmal von uns weg ist, das kann auf unsern Körper keinen Einfluß mehr haben, keine Veränderungen in demselben hervor bringen. Niemand wird auch nur ein Beyspiel aufweisen können, woraus sich ein solcher Einfluß auf den menschlichen Körper beweisen läßt. — Wenn man merkt, daß Jemand an der Thüre horcht, soll man mit einem Erbschlüssel dahin werfen; denn davon wird er taub. Freylich wird er davon für jetzt taub werden, oder erschrecken, und nichts mehr hören; aber für die Folge wird ihm sein gutes Gehör gewiß bleiben.

Die Kinder sollen dem Behexen und Beschreyen am meisten ausgesetzt seyn. Man hat daher Kennzeichen ausfindig gemacht, woran man ohne Trug zu ersehen glaubt, ob es sich wirklich so verhalte. Wenn man nämlich gewiß wissen wolle, ob ein Kind behext

sey, solle man es an der Stirn lecken. Schmecke es hier salzicht, so sey es wirklich behext. Nun gebraucht man Kehricht aus allen vier Winkeln, Abgeschabtes von allen vier Tischecken, räuchert das Kind mit neunerley Holz u. s. w. Stirbt es dessen ungeachtet, so heißt es, es sey auf den Tod behext gewesen. Aller Schweiß, besonders der von Kranken, ist salzicht; man wird das folglich an allen, auch den gesundesten Kindern finden. Die beste Probe, um zu sehen, ob ein Kind beschrien sey, oder nicht, soll die seyn, daß man Frauenflachs oder Rufkraut koche, den Kranken damit bade, und das Bad hinter das Bett setze. Laufe es zusammen, so sey er beschrien; laufe es nicht zusammen, so sey er es nicht. Das Wasser dazu solle stillschweigend geholt, und nicht dem Strome entgegen, sondern ihm nachgeschöpft werden, so wie man denn auch andere benöthigte Sachen dazu in einer gewissen Stunde holen müsse. Aber wer weiß nicht, daß die Säure, woraus so viele Krankheiten entstehen, bey dem Kranken, der besonders viel ausdünstet, auch aus den Schweißlöchern hervordringe, und daß, wenn man ihn mit Milch waschen wollte, diese davon gerinnen würde, daß also jenes Verfahren eitle Täuschung ist! — Wenn man ein Kind mit dem Besen schlägt, so verdorrt es. Wenn es vor Hunger, Durst, oder weil ihm etwas wehe thut, schreyt, so hat es den Pfizwurm, der es im Leibe kneipt. Man bindet ihm daher einen lebendi-

gen Schmerlfisch auf den Nabel. Wenn nun dieser auf der Seite, wo er auf dem Bauche des Kindes liegt, von der Wärme abfault, so glaubt man, der Wurm habe ihn abgefressen, obgleich kein Loch da ist, wo er heraus kommen kann. Nun räuchert der Abergläubige mit Berufskraut, oder legt Venedische Seife und Spießglaß in einer Nußschale auf den Nabel des Kindes. Dies hilft — aber nicht eher, als bis das Kind satt zu essen bekommt, oder ihm nichts mehr wehe thut. — Wenn das Kind nicht gedeiht — so rathen Leute, die für klug gehalten, seyn wollen — dann wende einen Thaler dran, und laß es von einem Pater überlesen. Der Thaler wird dem Pater gut thun, wenn er auch dem Kinde nicht hilft.

Gott Lob, denkt der Abergläubige, daß es noch Mittel giebt, wodurch man sich gegen schädliche Menschen sichern kann! Wer Brod und Salz bey sich trägt, soll vor Zauberey sicher seyn. Man soll die Kinder mit Koth an der Stirn bestreichen, um sie vor Zauberey zu sichern. Im ersten Falle würden die Hexen, wenn es dergleichen geben könnte, mit Brod und Salz, welches sie auch haben, entgegen wirken können. Durch das Letztere wollte man aber vielleicht unsaubere Menschen zur Reinlichkeit bewegen, indem man ihnen weis machte, daß sie, wenn sie sich ungewaschen sehen ließen, leicht behext werden könnten. Auch wenn man etwas von Wäsche links an-

zieht, soll man nicht beschrien werden können. Wie soll das zugehen; und wer sind denn die, welche die Macht haben, Andere zu beschreien? Antwort: Kinder, die, nachdem sie einmal entwöhnt waren, wieder an die Brust gelegt wurden! — Wie viel Unglück würde dann in der Welt seyn, wenn das, was dergleichen Leute Böses aussprechen, wirklich einträfe? Denn wie viele werden zum zweyten Male an die Brust gelegt, nachdem sie schon entwöhnt waren. Wie viele Kinder trinken aus zweyerley Brust, wenn z. B. die Mutter stirbt oder krank wird. Dergleichen Dinge glaubt kein Vernünftiger. Vor alten Zeiten und noch jetzt glaubt man, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wenn Jemand wunderliche Zufälle bekommt; sondern es sey ihm von bösen Leuten angethan. Dies geschieht aber vornehmlich, wenn Jemand etwas Giftiges gegessen oder getrunken hat. Anstatt nun zu dem Arzte zu gehen, geht man gemeiniglich zu dem Schinder oder zu der klugen Frau, und so muß Mancher sterben, der noch hätte gerettet werden können.

In einem Kloster zu Rheinau im Elsaß wurde an einem Abende von Wegwartwurzeln oder Cichorien für die Mönche ein Salat gemacht. Unter diese waren aus Versehen etliche Wurzeln von schwarzem Bilsenkraute genommen worden. Als nun der Pater Küchenmeister den Salat auf die Tafel brachte,

aßen alle, welche in der Gesellschaft speißten, begierig von den dicken fetten Wurzeln, dergleichen sie noch nicht gesehen hatten. Weil eine große Schüssel aufgetragen war, so blieb auch den Schülern und Schneidern im Kloster etwas übrig. Bald darauf ging jeder schlafen; denn in vielen Klöstern ist die ungesunde Gewohnheit, gleich nach dem Abendessen zu Bette zu gehen. Da fingen einige Mönche an, über Schwindel im Kopfe, andere über Trockenheit im Munde, über Bauchgrimmen, und Schmerzen in den Gliedern zu klagen. Einer wollte sich durch Gurgeln helfen, aber die Zunge war ihm wie gebraten, und es half nichts. In der Nacht um zwölf Uhr, als man sie zum Gebete weckte, war einer schon von Sinnen gekommen, daß man ihm die letzte Oelung geben mußte. Ein anderer bildete sich ein, er beiße Nüsse auf, werfe die Kerne seinen Finken vor, und trieb mit der Hand die Pfauen weg. Einer umfaßte in seiner Zelle den Ofen, und meinte, es wäre seine Braut. Ein ander schrie: die Eingeweide würden ihm im Leibe zerrissen. Diejenigen, welche in den Chor kamen, ihre Andacht zu verrichten, konnten kaum die Augen öffnen oder lesen. Einer unter ihnen hielt, als er das Buch öffnete, die Buchstaben für belebt, und glaubte, einen Haufen Ameisen zu sehen, welche alle durch einander liefen. Der arme Schneidermeister, der den andern Morgen arbeiten wollte, war blinder als sein Stuhl. Er konnte die

Nadel weder einfädeln, noch einen Stich thun, und wenn ihm ein Anderer einfädelte, stach er sich in die Finger und Knie, und machte allerhand wunderliche Sprünge. Nun wurde ein Arzt geholt, und weil dieser erfuhr, daß die Kranken Bilsenwurzeln gegessen hätten, so gab er ihnen Gegengift, wodurch sie wieder hergestellt wurden, bis auf einen, der das Gesicht verlor.

Die mannigfaltigen Krankheiten, die sich bey den zahmen Thieren, besonders bey dem Rindviehe, äußern, sind einfältigen Hauswirthen eben so viele Gelegenheiten, abergläubige Handlungen zu begehen. Denn da sie die natürlichen Ursachen von der Krankheit ihres Viehes nicht kennen, und sich darum nicht bekümmern, so halten sie fast jedes Uebel, das demselben zustößt, für eine Wirkung der Zauberey. Wenn sich bey einer Kuh die Milch verliert, oder garstige Sahne (Flott) ansetzt; wenn die Butter sich davon nicht will absondern lassen; wenn sich auf der Milch blaue Flecken oder rothe Streifen zeigen, so denkt der Abergläubige, das Thier sey behext. Anstatt nun auf Mittel zu denken, oder Andere darüber zu fragen, sucht er durch Räuchern mit sieben Kräutern die Hexe erst recht zu peinigen, und dann durch allerley Thorheiten das Uebel wegzubringen. — Wenn bey einer Kuh die Milch sich verliert, so muß man vor allen Dingen dafür sorgen, daß ihr gutes nahrhaftes Fut-

ter gereicht werde. Dann gebe man ihr täglich etwa drey Male eine Hand voll von folgendem Pulver: Weiße Enzianwurzel, Altheewurzel, von jedem ein Viertelpfund; Pappelkraut, Wegebreit, Altheekraut, Steinklee, von jedem vier Hände voll; Sadebaum, eine Handvoll; Anis, Fenchel, von jedem ein Viertelpfund; durchgesiebte Holzasche, ein Mäßchen. Alles dieses wird zu einem Pulver zusammen gestoßen, und dem Vieh eingegeben; dadurch bekommt das Vieh die Milch wieder. — E. sahe, daß ein Hauswirth seinem mit der Darmgicht befallenem Pferde aus Kamillen, Oel und Quecksilber einen Trank bereitete, während des Umrührens aber das Wort Abracatabra hermurmelte, einen Zettel klein schnitt, und mit einrührte, auf welchem dieses Wort geschrieben stand: denn er glaubte fest, daß nicht der Trank, sondern das gebrauchte Wort diese Wirkung habe. Eine Kuh, die ehemals die Häfen (Setten) reichlich füllte, hörte auf, Milch zu geben. Man suchte unter der Schwelle der Stallthür, um die Hexereyen zu entdecken, und traf nichts. Man rufte einen vorgeblichen Hexenmeister, der bey seinem Eintritte in den Stall, an alle vier Wände Kreuze, Druidenfüße, und andere seltsame Figuren mahlte. Man mußte der Kuh etwas Milch abmelken, inzwischen Feuer auf dem Herde anmachen, und so man die Milch in eine eiserne Pfanne gebracht hatte, die Kuh mit Dornenstöcken schlagen. Den folgenden Tag sah man begierig aller

alten Weiber Gesichter an, die Hexe zu entdecken, aber man ward nichts gewahr, und die Kuh gab noch nicht Milch. Nun gab aber der Hirt Acht auf sie, wenn er sie auf der Weide hatte, und sah endlich, daß sie sich selber die Milch aussaugte. Noch wollte man ihm nicht glauben, (so sehr hatte man Hexerey im Kopfe) bis man sich durch den Augenschein davon überzeugte.

Hat eine Kuh den Fehler, daß sich die Butter von dem Rahme nicht so bald, wie gewöhnlich, absondern lassen will, so kann man ihr drey bis vier Mal des Tages eine Hand voll von folgendem Pulver, mit einem Nößel Biereßig reichen lassen: Sauerampfer, weißen Andorn, Schafgarbe, Brennesseln, von jedem vier Hände voll; Roßschwefel, ein Viertelpfund. Alles dies wird zusammen zu einem Pulver gestoßen. Man kann auch bey dem Buttern, nach Beschaffenheit der Menge des Rahms, ein Viertel oder ein halbes Nößel starken Eßig mit zu dem Rahme in das Butterfaß gießen.

Auch die blaue Milch rührt nicht von der Zauberey her, sondern von einer natürlichen Krankheit am Viehe. — Man nehme Eichenlaub, Sanickel, Schafgarbe, von jedem vier Hände voll; Ternentillwurzel, ein halb Pfund; rothen Bolus, Alaun, jedes ein Viertelpfund. Dies zu einem Pulver gestossen, und dem Rindviehe davon jedes Mal 2 Loth

mit oder ohne Eßig, täglich drey und vier Mal gegeben, hilft gewiß.

Das Blutmelken, das im Sommer und im Winter erfolgen kann, entsteht aus folgender Ursache. Ein gewisses Kraut, das nicht alle Jahre wächst, hat die Kraft, die rechte Zubereitung der Milch bey dem Viehe zu hindern; daher man diesen Zustand nicht als etwas Uebernatürliches ansehen, und abergläubige Mittel anwenden, sondern nur dem Viehe anderes Futter geben darf. Wenn der Abergläubige Milch aus dem Hause weggiebt, so wirft er in den Topf, in welchem sie weggetragen wird, etwas Salz, damit dem Viehe, von welchem sie kommt, kein Tort angethan werden könne.

Wenn deine Kuh gekalbet hat, so gehe rücklings in den Stall und sprich: Rücken rein, Unglück raus! — so bist du darinn.

Wenn sie nicht fressen will, lege beyde Hände kreuzweise über einander, fahre ihr damit über den Rücken vom Kopf zum Schwanz, und sprich: Bist du besprochen bis an dein Ende, so streich ich dich mit beyden Händen, im Namen rc. so frißt sie — so bald sie wieder hungert.

Mit dem in der Krippe liegen gebliebenen Hafer soll man dem Pferde über den Rücken hin fahren, um es vor Zauberey zu sichern. — Wer einen

Todtennagel, der in der Erde auf dem Kirchhofe gefunden worden ist, in die Fußspur eines Thiers, im Namen des bösen Geistes, schlägt, der macht es dadurch lahm. Wie aber wäre das möglich? Man soll einen Hollunderstrauch vor die Stallthür pflanzen, um das Vieh vor Zauberey zu bewahren. — Wer das Beten recht versteht, kann alle Viehkrankheiten kuriren; — es mag helfen oder nicht. — Oder nimm einen Erbsensack, laß die Kuh darin pissen, und schlage ihn mit einer Dornenruthe, so wird die Trude (Hexe) wenigstens der Sack! — tüchtig geprügelt. Von solchen Leuten, die, wie man wähnt, hexen, oder etwas Außerordentliches thun, eine Krankheit leicht heilen können ꝛc., glaubt man noch immer, daß sie mit einem bösen Geiste in Verbindung stehen; und doch bewirken sie alles durch natürliche Mittel.

Wenn die Zimmerleute Holz zu einem neuen Gebäude fällen wollen, und es springt bey dem ersten Hiebe Feuer heraus, so brennt, wie man glaubt, das Gebäude ab. Ein Mann verkaufte das schon völlig gezimmerte Holz mit Schaden wieder, als er hörte, daß sich dieses ereignet hätte, ob man ihm gleich die natürliche Ursache angab, daß dies durch schnelle Reibung des Eisens am harten Holze geschehen sey.

In die Mauern einer Festung muß — so sagten ehedem die Leute, und glauben jetzt noch Manche —

ein

ein lebendiges Kind eingemauert werden, wenn sie recht gut und dauerhaft seyn sollen. Diese Meinung kommt aber wohl daher, daß man ehedem solche, die man auf immer von der menschlichen Gesellschaft entfernt wissen wollte, einmauerte, was besonders in Klöstern geschah. Ein todtes Kind in einer Mauer könnte ihr unmöglich Stärke geben; es würde vielmehr da, wo die Höhlung ist, eine Schwäche entstehen.

Damit keine Hexen zu einer Kindbetterinn kommen, und da ihren Zauber ausüben können, muß wenigstens ein Evangelienbuch die sechs Wochen hindurch bey ihr im Bette liegen, wenn nicht ihrer drey aus drey zerschiedenen Häusern zusammen gebracht werden können. In Ermangelung der Evangelien werden auch Gebetbücher genommen. — Eine Muskatennuß, etwas Asang und Kampfer in ein kleines Tuch gebunden, und dann ein solches Paquet an jedes Fenster, jede Thür, an das Bett und endlich gar der Kindbetterinn an den Hals gehangen, hat eben diese Wirkung. — Schabt man von dem Eingebindegelde ein wenig unter dieses Pulver, und giebt es dem Kinde bey Verzuckungen, so hilft es gewiß — wenn anders die Verzuckungen ausbleiben. — Wenn man mit den abgefallenen Brodsamen das Tischtuch räuchert, auf welchem die Mahlzeit bey der Kindtaufe eingenommen worden ist, und das Kind in dasselbe wickelt, so ist auch dieses gegen das Beschreyen dien-

lich. — Die Kindbetterinn darf nicht über die Dachtraufe hinaus treten, bevor sie nicht eingesegnet ist, sonst fällt sie in die Macht der Hexen. — Wer nüchtern und früh ungewaschen aus dem Hause geht, kann von bösen Leuten beschrien oder behext werden; wenigstens werden sie von ihm sagen können, daß er unordentlich sey, und ihm dadurch leicht schaden. — Das alles sind gar saubere Sachen, wie Jeder wohl eingestehen wird, und doch werden sie geglaubt und gehandhabt. Unbegreiflicher Unsinn!! Abscheuliche Thorheiten!

Thut man Wanzen nebst einem Kreuzer in ein Schächtelchen, und wirft dieses auf eine Kreuzstraße, so bekommt der die Wanzen, welcher das Schächtelchen aufhebt — wenn er damit die Wanzen in sein Haus bringt, und sie sich vermehren läßt, versteht sich. Wenigstens würde er anfänglich so viel haben, als in der Schachtel waren.

Bey Schrewsburg in England bemerkte eine Bauersfrau im Sommer 1786, daß ihrer Kuh auf ein Mal die Milch ausblieb, ohne daß sie krank zu seyn schien. Sie gab nun auf die Kuh Acht, und wurde gewahr, daß sie auf der Weide alle Tage um eine gewisse Zeit sich in einen Winkel der Wiese begab. Sie schlich ihr nach, und sah mit großer Bestürzung, daß eine Schlange von bedeutender Größe am Euter der Kuh hing, und sie aussog. Die Frau

rief ihren Mann dazu, welcher die Schlange, als sie ausgesogen hatte, verfolgte und tödtete. Die Kuh ging noch den übrigen Theil des Sommers alle Tage an den Ort und brüllte, als ob sie sich nach der Schlange sehnte. Ehe diese Entdeckung gemacht wurde, dachte man gewiß auch hier an Hexerey. — Man will übrigens mehr Beyspiele der Art gesehen haben, und es läßt sich daraus schließen, daß es den Kühen angenehmer ist, wenn ihre Euter ausgesogen werden, als wenn man sie, oft plump genug, durch Streichen mit den Händen auspreßt. Sie würden vielleicht noch mehr Milch geben, und wenigern Zufällen am Euter unterworfen seyn, wenn sie auf eine dem Saugen mehr ähnliche Art, vielleicht mittelst einer dazu eingerichteten Pümpe, gemolken würden.

Um die Hexe, die das Vieh beschrien hat, kennen zu lernen, macht der Abergläubige mit dem Pfahleisen ein Loch in den Kuhstall, melkt die Kuh, indem er das Eisen glühend gemacht hat, gießt dann die Milch in das Loch, und buttert mit dem glühenden Eisen so lang, bis die Hexe kommt, welche, wie er glaubt, während dieses Butterns so sehr gepeinigt wird, daß sie nicht weiß, wohin. Dann soll sie in der Angst kommen, und etwas verlangen, um dadurch das Buttern zu verhindern. Man macht daher den Hof und alle Thüren bedächtig zu, damit sie nicht herein kann. Mancher ist dadurch in einen bösen

Verdacht gekommen, da er zufällig gerade zu der Zeit kam, als dergleichen Alefanzereyen vorgenommen wurden.

Die Kuh, welche zuerst gekalbet hat, wird in einen ganz neuen Topf gemolken. In die Milch legt man drey Pfennige, und schenkt sie zugleich mit dem Topfe dem ersten Bettler, damit die Kuh immer gute Milch gebe, von Hexen frey bleibe, und immer ungehindert Butter gemacht werden könne.

Da das Hexengeschmeiß so viel Unheil anrichtet, und man so viel Ursache hat, sich vor ihm zu hüten, so ist ihm auch in allen Zeiten nachgetrachtet worden. Man hat die Hexen — ob doch wohl zur Ehre der Menschheit und des gesunden Verstandes? — gemartert, verbrannt. Hier einige Beyspiele, die bey jedem fühlenden Menschen Erstaunen und Entsetzen erregen müssen.

Maria Schraders gab den 19ten Sept. 1647 zum Niederschreiben an: Sie nebst Sophien Hillefelds und Margarethen Doren hätten zusammen bey Andreas Dörrien gedient. Vor einiger Zeit wäre ihrer Brodfrau einiges leinenes Zeug weggekommen; der Verdacht dieses Diebstahls wäre auf sie, und die übrigen beyden Mädchen gefallen. Um nun aber den Dieb heraus zu bringen, wäre sie auf Anrathen der alten Hillefelds zu der alten Wittwe Bauermeistern gegangen, die nachweisen könne, und hätte selbige

ersucht, den Dieb nachzuweisen. Die Bauermeistern hätte sie in vierzehn Tagen wieder zu kommen beschieden, und als sie wieder hingekommen wäre, hätte die Bauermeistern ihr eine braune Wurzel, etwa so groß, wie eine Nuß, gegeben, und dabey verordnet, daß sie und die übrigen beyden Mädchen diese Wurzel unter dem Arme wechselsweise tragen sollten, da sich denn der Dieb schon finden würde. Sie und die beyden andern Mädchen hätten nun zwar diese Wurzel nach der Vorschrift getragen, aber der Dieb wäre nicht zum Vorscheine gekommen. Als sie der Bauermeistern hiervon Nachricht gegeben hätten, so hätte dieselbe erwiedert, daß eine andere, aber auswärtige Frau nachweisen könne, dazu aber ein neuer Topf, drey neue Nähnadeln und 21 Gr. Geld für die Bemühung erforderlich wären, daß sie ihr diese Sachen bringen solle, (welches auch geschehen wäre) und würde sie, so bald die fremde Frau hieher käme, alles besorgen.

Die Wittwe Nelliehausen zeigte gleichfalls an: Es wäre ihr vor einiger Zeit eine Lade weggekommen, und wie sie diesen Verlust der Müllerinn zu Hasede geklagt, so hätte ihr diese den Rath gegeben, sich bey der alten Bauermeistern diese Lade nachweisen zu lassen. Die Müllerinn hätte hinzu gefügt, daß dem Schafmeister zu Hasede voriges Jahr sein Dienstjunge weggelaufen wäre. Da nun die Gemeinde den Schafmeister in Verdacht

gehabt, daß er den Jungen todtgeschlagen hätte, so wäre des Schafmeisters Frau zu der Bauermeistern gegangen, und hätte sie gefragt, ob der Junge noch lebe? Die Bauermeistern hätte ja geantwortet, und versichert, daß sie den Jungen fünf Donnerstage hinter einander quälen wolle, daß er den fünften Donnerstag wieder nach Hasede kommen solle. Der Junge wäre auch, nachdem er, seiner Versicherung nach, in den vorhergegangenen vier Donnerstagen eine große Angst ausgestanden, den fünften richtig wieder zu Hasede angekommen, und die Schafmeistern hätte der Bauermeistern für ihre Bemühung einen Thaler geben müssen. Sie, die Relliehausen, hätte mit der Bauermeistern wegen der weggekommenen Lade sprechen lassen, und diese gegen Erlegung eines Thalers versichert, daß die Lade am grünen Donnerstage wieder gebracht werden würde. Weil aber diese Lade zur bestimmten Zeit nicht zum Vorscheine gekommen wäre, so hätte die Bauermeistern zur Ursache angegeben, daß unter der Lade drey Kreuze geschrieben wären, daher sie solche nicht hätte fortbringen können.

Die Bauermeistern wird nun über vorstehende Beschuldigungen vernommen. Sie gesteht, daß sie den Mädchen bey Andreas Dörrien eine Wurzel, die sie jedoch von der Elisabeth Thies erhalten, gegeben habe. Sie gesteht ferner, daß gedachte Thies um Maytag 5 oder 6 Nächte bey ihr

gewesen sey; daß die Hillefeld ihr 9 Gr. baar und 9 Gr. an Eßwaaren gegeben habe; ferner, daß die Thies nicht habe zuwege bringen können, die Lade wieder herbey zu schaffen, weil solche schon in der dritten Hand, und 3 Kreuze darunter gezeichnet gewesen wären; endlich daß die Wiederherbeybringung des Schäferjungens zu Hasede die Thies gleichfalls bewerkstelligt habe. Es sey ihr sehr Leid, daß sie sich in solchen Dingen zwischen der Thies und andern Leuten habe gebrauchen lassen.

Hierauf wird die Bauermeistern weiter vernommen, und sagt aus: Sie wäre 70 Jahr alt, auf dem Lande geboren, aber 10 Jahre zu Herforde gewesen. In ihren jüngern Jahren wäre sie von dem Teufel besessen worden, und zwar am heiligen Dreykönigstage, in der Kirche, wie sie zum Nachtmahle gegangen sey. Wie sie zu diesem Unglücke gekommen wäre, wisse sie nicht, indem sie immer fleißig gebetet, und den Katechismus gelernt hätte. Sie wäre zwey Jahre von dem Teufel besessen gewesen, und elend, auch lahm geworden. Ihr seliger Mann hätte sie darauf nach Schnarly, einem Dorfe zwey Meilen von Bremen gebracht, wo ein Mann sie mit sich in die Kirche genommen, und alle Leute aus dem Dorfe aufgeboten habe, die denn nebst den Jungfern aus dem dasigen Kloster fleißig neben ihr hätten beten müssen, worauf der Teufel von ihr ausgefahren sey, und bey dem Aus-

fahren sie um ihr Haarband gebeten habe, welches sie aber nicht hätte weggeben wollen. Sie hätte hierüber ein Zeichen von dem Rathe zu Herforde, und von dem Pastor Ziegeler, der ihr den Teufel ausgetrieben habe. Sie wäre gegenwärtig so arm, daß sie betteln müßte.

Sie hätte des Andreas Dörrien Dienstmagd eine Wurzel, die sie von der Thies bekommen, gegeben. Diese Wurzel heiße Schompanien, und würde gebraucht, wenn Jemand sich mit dem Trunke übereilt hätte, wäre auch gegen böse Leute gut, worunter sie solche rechnete, die dem Teufel dienten. Wer diese Wurzel unter dem rechten Arme trüge, dem könnten böse Leute nichts anhaben, welches ihr Mann aus des Alberti Magni Buche oft vorgelesen hätte. Auch stände in diesem Buche, daß gedachte Wurzel den Dieb endlich zum Vorscheine brächte. Sie hätte die Thies, die sich durch Kräutersammeln nähre, zu Minden kennen gelernt, wäre auch um Maytag wohl sechs Tage bey ihr gewesen. Diese Thies könne nachweisen, und habe solches von ihrem Vater gelernt. Sie hätte freylich Anfangs zu der Dienstmagd bey Dörrien gesagt, daß sie in 14 Tagen wiederkommen sollte, indem sie sich Hoffnung gemacht hätte, daß die Thies während dieser Zeit hieher kommen würde. Weil die Thies aber nicht gekommen wäre, so hätte sie gedachtem Mädchen die erwähnte

Wurzel gegeben, in der Meinung, daß diese Wurzel eben die Dienste thun würde, als wenn die Thies solche verordnet hätte. Sie hätte dieses gethan, um nur etwas Geld zu erhalten, weil sie blutarm wäre. Sie hätte sich auch den neuen Topf, und drey Nähnadeln bringen lassen, weil sie gewußt hätte, daß die Thies dergleichen zum Nachweisen gebrauche. Das Nachweisen der, der Hillefeld weggekommenen Lade, wie auch des Schäferjungens zu Hasede hätte die Thies übernommen.

Als nun die vorhin wieder abgehörten Zeugen ihre ihnen wieder vorgelesenen Aussagen eidlich erhärtet hatten, so wurden die Akten an eine auswärtige Universität geschickt, woher folgendes Erkenntniß erfolgte.

„Da der Vater, der in den Akten mit vorgekommenen Elisabeth Thies in dem Stifte Paderborn, ein bekannter und berühmter Teufelsbanner und Nachweiser gewesen sey, und so fern derselbe eine Tochter, Elisabeth Thies genannt, hinterlassen habe, so wäre wohl zu vermuthen, daß diese solches von ihrem Vater erlernt habe. Da nun die Bauermeistern sich zu der Thies gehalten, mit derselben vielen Umgang gehabt, und ihrem Vorgeben nach zu dem Nachtweisen der Elisabeth Thies Hilfe gebraucht habe, so wäre die Bauermeistern höchst verdächtig, daß auch sie solche Künste wisse, und ausgeübt habe. Und da sie, ihrem eige-

nen Geständnisse nach, des Dörrien Dienstmagd die Wurzel Schompanien gegeben habe, welche die Aerzte weiße Riesewurzel nennten, und in der Medicin ein gefährliches, aber sonst kein Mittel wäre, den Dieb anzuzeigen, aber mit Recht nicht erwiesen sey, daß sie diese Wurzel von der Thies erhalten habe; da sie ferner Geld für das Nachweisen genommen, und dabey vorgegeben habe, daß sie solches aus des Alberti Magni Buche gelernt habe: so müßte

1. wenn es möglich wäre, die Thies zur Haft gebracht;

2. in dem Hause der Bauermeistern fleißig nachgesehen werden, ob daselbst auch verdächtige Sachen an Büchern, Kräutern, oder was sonst noch Verdacht bey sich führe, zu finden seyn;

3. die Bauermeistern zur Rede gestellt werden, wer sie das Nachweisen gelehrt, wie lange sie solches getrieben, und ob sie auch Andern Unterricht darin gegeben habe;

4. derselben anbefohlen werden, den Albertum Magnum heraus zu geben;

5. sollte dieselbe Rede und Antwort geben, wo die Thies sich aufhalte, und endlich

6 Falls die Bauermeistern nicht beweise, daß die Thies nachgewiesen habe, so bliebe aller Verdacht auf ihr selbst, daß sie daher mit der Tortur nicht nur geschreckt, sondern auf den Fall, wenn

sie mit dem Geständnisse nicht recht heraus wollte, mit der Tortur belegt werden solle.

Diesem Erkenntnisse gemäß wird der Bauermeistern gütlich zugeredet, die Wahrheit zu gestehen; sie bleibt aber dabey, daß sie nicht nachweisen könne, und wenn sie die Leute betrogen habe; so hätte sie sich dadurch einigen Unterhalt verschaffen wollen. Den Albertum Magnum habe sie nicht mehr, und sey überhaupt unschuldig.

Mit diesem Geständnisse aber ist der Richter nicht zufrieden. Die bekümmerte Bauermeistern wird daher in die Marterkammer geführt. Anfangs bleibt sie dabey, daß sie die Wahrheit gesagt habe. Wie ihr aber die Instrumente, womit sie gepeinigt werden soll, vorgezeigt werden, und deren Wirkung erklärt wird, sie sich auch auskleiden muß, und der Scharfrichter sie angreifen läßt, so gesteht sie, daß die Thies ein Feuer von neunerley Holze, als Kirschen, Zwieselbeeren, Holunder, Büchen, Hagedorn, Eichen, Stückbeeren, Weiden und Harkenholze gemacht habe, wobey sie geholfen, und wodurch der Schäferjunge wieder nach Hasede gebracht worden wäre. Sie gesteht ferner, daß sie einem Manne, der ihr anderthalb Thaler gegeben, und einen verlornen Ochsen sich von ihr habe wollen nachweisen lassen, 9 Bilsenknospen gegeben, und demselben geheißen habe, alle Freytage eine Knospe nebst einem weißen Stocke von Hagedorn ins Teufels Na-

men in das Feuer zu werfen. Ob sich der Ochse wieder gefunden habe, wisse sie nicht. Ferner gesteht sie, daß, als die Wittwe Schönen sie um Rath gefragt, wie sie es anzufangen habe, daß sie ihren Gesellen zum Manne bekomme, sie ihr gerathen habe, daß wenn der Gesell wegreisen würde, die Schönen einen neuen Topf und 3 neue Nähnadeln ins Teufels Namen kaufen, etwas von des Gesellen etwa zurückgelassenen Strumf- oder Schuhsohlen in den Topf mit Wasser werfen, und in aller Teufel Namen an das Feuer setzen sollte. Die Schönen hätte, als der Gesell weggereiset sey, dieses gethan, und wie sie den Topf 24 Stunden gesotten habe, wäre der Gesell wieder gekommen und hätte die Schönen geheirathet. Sie hätte für ihre Bemühung ein altes Hemde und 9 Groschen von der Schönen erhalten.

Der Richter glaubt nunmehr, daß, da die Bauermeistern auf die bloße Drohung der Tortur schon so viel bekannt habe, noch mehr heraus kommen werde, wenn sie wirklich torquirt würde. Die 70jährige Bauermeistern wird also wirklich torquirt, und sagt unter der Tortur abscheuliche Dinge aus, unter andern, und nach vorgängigem Bekenntnisse, daß alles, was sie der Thies zur Last gelegt, sie selbst gethan hätte, daß sie den Sohn der Wittwe Bartels, der 7 Jahre abwesend und im Kriege gewesen wäre, nachgewiesen und genöthigt

habe, wieder zu kommen; daß sie vor fünf Jahren auf Kreuzwegen und auf dem Brocken getanzt, daß sie Leute bezaubert, und ein Bündniß mit dem Teufel gemacht habe, wozu sie auf folgende Art gekommen sey: Der Teufel wäre ihr erschienen, und hätte zu ihr gesagt: „wenn sie sein seyn wollte, so wolle er ihr das Nachweisen lehren.“ Sie hätte ja gesagt, und hätte darauf, auf Geheiß des Teufels, in einem Baumgarten zwey Finger aufheben und sagen müssen: sie versage Gott, sein Gebot und sein Evangelium.

Die Bauermeistern, die nach der Tortur diese ihre Aussagen nochmals bestätigt, wird wieder in Verwahrung gebracht. Die Acten werden anderweit verschickt, und das Endurtheil lautet: „Daß die Bauermeistern, auf kluge Antwort und alles gerichtliche Vorbringen, auch nothdürftige wahrhafte Erfahrung und Erkundigung, ihr selbst zur wohlverdienten Strafe, andern aber zum Exempel und Abscheu, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, und darauf der todte Körper mit Feuer zu verbrennen sey.“ — Welches denn auch wirklich den 11. Februar 1648 vollzogen wurde.

Die Menschen müssen damals in beständiger Furcht gelebt haben, als Hexen angesehen und behandelt zu werden. In der That eine peinliche Lage! Und wären alle die Weiber wirklich Hexen gewesen, die man dafür hielt, und in Gottes Namen als sol-

che verbrannte, so ist es beynahe noch ein größeres Wunder, daß diese Rotte nicht ganz den Meister spielte, und daß nicht alles in der Welt drüber und drunter ging. Fast in jedem Dorfe gab es Hexen; und rothe triefige Augen haben manchem alten Weibe den ersten Schritt zum Scheiterhaufen gebahnt.

Alle Beschreibungen des angeblichen Teufels sehen sich beynahe in jedem Hexenprozesse ähnlich. Er ist entweder schwarz oder roth gekleidet, mit einem Federbusche auf dem Hute, und sitzt, vermuthlich aus Gewohnheit, bey der ersten Bekanntschaft bey dem Feuer auf dem Heerde. — Sollten nicht liederliche Bursche bisweilen so etwas veranstaltet haben, um ihre losen Streiche ungestraft auszuüben? Daß die Hexen bey ihrem teuflischen Liebhaber oft verstümmelte Glieder zu sehen glaubten, läßt sich daher wohl erklären, weil sie von Kindheit auf diese Meinung von dem Satan hatten. Auch waren sie zwar gewöhnlich alte Weiber, zur Zeit, wie sie verbrannt wurden, allein sie reden meistens in ihren Aussagen von jüngern Jahren. Vielleicht glaubten auch manche im Ernste, daß sie sich mit dem Teufel abgegeben hätten. Die sogenannte Hexensalbe, womit sie sich beschmierten, bestand gewöhnlich aus Bilsensamen und andern betäubenden Sachen, die wie Opium wirken. Sie geriethen dadurch in einen entzückten Zustand, worin ihre Einbildungskraft, die einmal mit teuflischen Buhlereyen erfüllt war, sich ganz und

so lebhaft mit solchen Gegenständen beschäftigte, daß sie nicht wußten, ob ihre Empfindungen Wahrheit oder Traum gewesen waren. Es ist auch sehr begreiflich, daß sie sich oft und gern in diesen Zustand versetzten, der ihnen gleichsam übernatürliche Lüste gab.

Unter die Uebel, welche verkehrte, abergläubige Religionsbegriffe unter den Menschen hervorgebracht haben, verdienen gewiß die unzähligen Schlachtopfer gezählt zu werden, die der Glaube an die Einwirkungen des Teufels auf die Körperwelt dem Tode übergab. Nur allein in dem kleinem Gebiete von Quedlinburg sind im Durchschnitte etwa 133 Personen in einem einzigen Jahrhunderte als Hexen verbrannt worden; und man will ausgerechnet haben, daß in allem bey weitem über 9 Millionen Menschen dieses Todes gestorben sind.

Ein Aberglaube, der noch bis jetzt sich unter dem Volke erhalten hat, ist der, daß kein Inquisit die Kraft habe, die Tortur zu überstehen, wenn ihm alle Haare am Leibe vorher abgeschnitten würden. Dies hat man vormals bey den Hexenprozessen oft angewendet. Auch erinnere ich mich, daß in Hannover ein äußerst hartnäckiger Mörder gestand: nichts habe ihn mehr erschüttert, und den Gedanken, daß er nun bekennen müsse, stärker bey ihm aufgeregt, als wie der Scharfrichter den Tag vor der Tortur in feyerlicher Stille ihn aller Haare am ganzen Körper beraubt habe.

Unter allen Verirrungen der Gesetzgebung ist unstreitig keine von traurigen Folgen für die Welt gewesen, als der so häufige Mißbrauch der Folter. Wäre diese nicht bey den unzähligen Hexenprozessen zu Hilfe genommen worden, so würde es schwerlich Hexen gegeben haben. Dieses grausame Erforschungsmittel preßte den Unglücklichen die tollsten Geständnisse ab, und die Verirrung der Menschen ging einst so unglaublich weit, daß man auch dem freywilligsten Geständnisse des in Untersuchung Gerathenen nicht glauben wollte, wenn er es nicht noch ein Mal unter der Folter, die man in unerhörter Verblendung gleichsam wie ein Gottesurtheil ansah, wiederholte.

Itzt doch einmal fängt man allmählig an, zur Wiedererlangung der Ehre der Menschheit das unmenschliche Foltern einzuschränken. —

VII. Eine Kunst, die den Menschen über sich selbst erheben würde. Das Geistercitiren wird hier stückweise durchgegangen.

Es hat von jeher Leute gegeben, welche die Geschicklichkeit zu besitzen vorgaben, die Seelen der Verstorbenen herauf zu fordern. Diese, wiewohl nur vorgegebene, Kunst heißt Nekromantie (schwarze Kunst), und der sie ausübt, Nekromantist (Schwarz-

(Schwarzkünstler). Man will dadurch zukünftige oder verborgene Dinge überhaupt erfahren. Heiden und Juden (jetzt noch Christen?) hielten ehemals auf diese abscheuliche Gattung von Weissagen.

Aber es ist unmöglich, daß die Seelen der Todten durch irgend etwas herbey gebracht werden können; denn der Zustand der abgeschiedenen Seelen ist nach dem Unterrichte der heiligen Schrift von solcher Beschaffenheit, daß sie nie erscheinen können. Jedoch wissen die Betrieger, welche sich für Geisterbeschwörer ausgeben, durch Anwendung natürlicher Mittel, Gestalten hervor zu bringen, wodurch diejenigen in Erstaunen gesetzt werden, welche jene Mittel nicht kennen. Diese Gestalten bewegen sich, reden — welche Wunder! Eine so genannte Zauberlaterne, eine Spanische Wand, und ein Hohlspiegel sind die Dinge, durch welche dergleichen Erscheinungen hervorgebracht werden. Die Zauberlaterne stellt die Figuren dar, die Spanische Wand verbirgt, was nicht gesehen werden soll, und der Hohlspiegel wirft die Worte, die ganz leise nach ihm hin gesprochen werden, mit verstärktem Tone zurück, so daß man leicht glaubt, die erschienene, für einen Geist gehaltene, Gestalt rede; oder es ist ein Bauchredner als Hilfsperson dabey, der die Kunst versteht, zu sprechen, ohne daß man an seinem Munde Bewegungen merkt.

Wenn auch die abgeschiedenen Seelen das Verlangen haben könnten, in die Welt zurück zu kehren,

indem sie von Menschen dazu gerufen würden, so könnten sie das doch aus eigner Macht nicht thun. Die Menschen müßten einen Grad von Allmacht besitzen, und Wunder thun können, wenn sie die Geister der Verstorbenen zurück bringen könnten. Schwedenborg und Schröpfer, die berühmtesten Geisterbanner ihrer Zeit, machten großes Aufsehen. Letzterer, als er mit seinen Betriegereyen nicht weiter kommen konnte, erschoß sich aus Verzweiflung selbst, am 8ten October 1774. im Rosenthale vor Leipzig, und zeigte aller Welt, daß er kein Geisterbezwinger gewesen sey. Ersterer starb den 29 März 1772 in London. Er war zwar ein ehrlicher Mann, aber ein großer Schwärmer; er sagte, er rede blos, wie der Herr ihm die Augen geöffnet und die Schrift erklärt habe, er habe Befehl und Sendung vom Herrn; der Herr habe ihm den Himmel gezeigt, und beschrieb ihn so, wie es hier auf Erden ist. Das jüngste Gericht sey 1757, wirklich in der Geisterwelt gehalten worden, und er sey Augenzeuge davon gewesen. Man sieht leicht, daß Schwedenborg es so, wie Andere seines Gleichen wußte, daß man durch Dreistigkeit in gewissen Fällen gewinnt. Wirklich schien es, daß er so klug seyn wolle, als Gott; denn er wollte bekannt machen, was dieser weislich verbarg; und doch hat man in der Folgezeit in einigen seiner Geisterseherereyen sehr deutlich den natürlichen Zusammenhang gefunden. —

Durch auffallende Behauptungen erregen Leute, wie Schwedenborg, Erstaunen, und bleiben, wenn ein Bescheidener erröthet, unbeweglich. Es fehlt ihnen an Gegenwart des Geistes nicht, um sich aus Verlegenheiten zu wickeln, in welche sie bey Ausübung ihrer Wundersachen oft gerathen müssen.

Die Wittwe des Grafen von Martefeld wurde um eine Summe gemahnt, die ihr seliger Mann, wie sie wohl wußte, schon bezahlt hatte, doch konnte sie die verlangte Quittung nicht finden. Sie klagt Schwedenborg ihre Verlegenheit, und dieser sagt ihr am andern Tage, er habe mit ihrem verstorbenen Manne gesprochen, und er habe ihm den Ort genannt, wo die Quittung liege. Man sah nach und fand sie. Es war in Schweden gewöhnlich, daß man ein kleines verborgenes Schränkchen zu denjenigen Büchern hatte, welche man aus mancherley Ursachen nicht sehen lassen wollte. Ein solches hatte auch Schwedenborg einst von dem Grafen von Martefeld geliehen und darin die (nachher vermißte) Quittung, wahrscheinlich als ein hinein gelegtes Zeichen, gesehen; oder er hatte glücklich vermuthet, daß sie darin liegen werde, wie es denn auch eintraf. Statt nun der Wittwe aus dem Gedächtnisse zu sagen, der Zettel liegt da oder da — stellt er sich, als ob er erst einen Geist bemühen müsse, der ihm diese Nachrichten hinterbringe.

Ein Geisterbeschwörer führt die Gesellschaft in ein Zimmer, das gewöhnlich schwarz ausgeschlagen ist, und in dessen Mitte ein schwarz behangener Altar steht, auf welchem zwey Lichter brennen, auch Todtenköpfe und Menschenknochen liegen. Durch diese unerwarteten Gegenstände werden die Zuschauer gleich Anfangs in Furcht und Schrecken gesetzt. Dann macht er um den Altar einen Kreis, und bittet die Anwesenden, ja nicht zu sprechen, vielweniger über den Kreis zu kommen, weil ihnen sonst der Hals leicht gebrochen werden könne. Nun fängt er an, kauderwälsche Wörter auszusprechen, welches die Beschwörung seyn soll, und räuchert mit Spezereyen. Auf ein Mal verlöschen die Lichter, es entsteht ein Gepolter, und der Geist erscheint schwebend über dem Altare in Bewegung. Der Beschwörer haut mit dem Degen mitten durch den Geist, ohne ihn zu verletzen, der aber dabey ein jämmerliches Geheul erhebt. Nun legt der Beschwörer dem Geiste allerley Fragen vor, die er mit einer hohlen und fürchterlichen Stimme beantwortet. Auf ein Mal entsteht ein neues Gepolter, und der Geist verschwindet. — Die ganze Zurüstung hierbey ist so künstlich und so versteckt, daß auch der scharfsinnigste und entschlossenste Mann darüber stutzig werden, und das Geheimniß nicht leicht entdecken kann.

Die eben genannte Zauberlaterne heißt wegen ihrer wunderbaren Wirkungen so, und ist eben die,

womit die Schattenspiele an der Wand gemacht werden. In derselben befindet sich ein Spiegel, eine Lampe und eine Glasscheibe, worauf die Figuren, welche vorgestellt werden sollen, mit durchsichtigen Farben gemahlt sind. Diese kleinern Figuren stellt sie an der Wand in einem dunkeln Zimmer vergrößert vor, oder zeigt sie schwebend in einem Rauche, der aus der obern Oeffnung derselben in die Höhe steigt, oder durch betäubende Rauchpulver von dem Geisterbeschwörer verursacht wird, und auf welchen das aus der Laterne herausgehende Licht hingerichtet wird. Ist nun auf das Glas ein Gespenst gemalt, so erscheint es auf vorherbeschriebene Art; und die Geisterbeschwörer haben einen reichen Vorrath davon, um alle mögliche Figuren darstellen zu können; oder sie lassen eine Gestalt mahlen, so wie sie jetzt gebraucht wird. Gewöhnlich lassen sie sich das Aeußere der Person, die sie jetzt hervor rufen sollen, beschreiben; außer dem, daß sie sich noch zerschiedene andere Umstände, die zu ihrer Sache gehören, angeben lassen, oder künstlich zu erfragen wissen. Das ganze übrige Glas ist mit schwarzer undurchsichtiger Farbe bemahlt, damit nur die verlangten Figuren sichtbar werden. Gewöhnlich kommt erst der Kopf, und so nach und nach die ganze schreckliche Gestalt hervor. Weil das Zimmer ganz schwarz ausgeschlagen ist, so kann man den aus der Laterne steigenden Rauch um so weniger bemerken. Die Auslöschung der Lichter und das

Gepolter verursachen versteckte Hilfspersonen; und damit von alle dem nichts entdeckt werde, dürfen die Zuschauer nicht über den bezeichneten Kreis gehen.

Folgende, hier ganz kurz erzählte Geschichte kommt von einem eben so bewährten als gelehrten Manne. „Wir giengen.“ sagt er, des Abends nach der Wohnung der Beschwörer, weil sie ihre Kunst nirgends anders als in ihrem Hause zeigen wollten. Sie versprachen, unser Begehren zu erfüllen, wenn wir bis Mitternacht warten wollten. Unterdessen suchten sie uns den Kopf mit Gespensterhistorien und dergleichen anzufüllen, und fragten endlich, ob wir furchtsam wären? Es schlug eilf, und man machte Anstalten, den Geist herauf zu fordern; uns wurden Stühle zum Sitzen gegeben. Der eine gieng in eine Kammer, worin es ganz finster war, und warf die Thür gleich hinter sich zu. Dann fragte mich der andere ganz leise, wen er jetzt herauf fordern solle? Es müßte aber ein Todter seyn. Den Aristoteles *), antwortete ich. Dann forderte er von meinem Freunde den Degen, holte das Zaubergeräth, breitete ein Todtentuch auf die Erde, und

*) Einer der größten Philosophen und Schriftsteller aus dem griechischen Alterthum, so wie Cicero, ein großer Staatsmann und philosophischer Schriftsteller in den goldenen Zeiten der römischen Republik.

setzte einen mit schwarzem Tuche überzogenen Tisch darauf, auf welchen er einen gräßlichen Todtenkopf legte. Neben ihm standen zwey Lichter, von denen er nachgehends behauptete, daß sie aus Menschenfett gegossen wären. Zu seiner rechten Hand lagen zauberische, mit wunderlichen Characteren bezeichnete Bücher, welche er aufschlug; zugleich winkte er uns, daß keiner ein Wort reden sollte. Darauf ergriff er den entblößten Degen, haute drey Mal um sich, und machte einen Kreis, der bis an die Thür der Kammer gieng. Endlich beschrieb er theils in der Luft, theils auf der Erde allerley seltsame Figuren, verdrehte die Augen, schäumte mit dem Munde, wies die Zähne u. s. w. Nun wurde er ruhiger, und stieß im brüllenden Tone die Worte aus: „Satan, ich beschwöre dich, im Namen Belzebubs und der ganzen Hölle, daß du dich jetzt in einer lebendigen und sichtbaren Gestalt zeigest." Dann verdrehte er wieder die Augen, ward blaß, und schlug sich drey Mal stark an die Brust. Hier sprang eine schreckliche, aber abgerichtete Schlänge (denn Schlangen lassen sich so abrichten) aus seinem Busen, wand sich um den Todtenkopf, und wollte schon auf uns los, als sie der Zauberer ergriff, und bald war sie weg. Der Zauberer fluchte auf den Todtenkopf, als ob er die Schlangen verschlungen hätte, und wir sahen Blutstropfen aus seinen Augen fließen. Nun wendete der Zauberer sich nach der Thür der ver-

schl ssenen Kammer, worin ein fürchterliches Geräusch entstand, schlug mit der Spitze des Degens einmal an, trat wieder zurück, und hieb mit dem Degen um sich; trat abermals an die Thür, und schlug mit dem Degen siebzehn Male an, sprang aber wieder in den Kreis, und fieng an zu zittern, hieb etliche Male wie rasend um sich, gieng wieder ganz leise an die Thür der Kammer, wo er neun Male anklopfte. Er nahm hierauf sein Zauberbuch, machte allerhand wunderliche Charactere auf den Tisch, schlug achtzehn, dann neunzehn und vierzehn Male an, und rief: „Satan, ich beschwöre dich, daß du mir den Todten herauf bringest!“ Dann sprang er eilends auf, und rief den Geist durch 19, 5, 11, 5, und endlich durch 18 Schläge. Nach Endigung dessen rief er mit fürchterlicher Stimme: „Satan, ich beschwöre dich zum dritten Male, daß du mir den Todten herauf bringest.“ Darauf entstand ein heftiges Gepolter in der Kammer, aus welcher der andere Beschwörer hervor sprang, lang hin auf die Erde fiel, und ausrief, daß er den Geist des Aristoteles gesehen habe. Ich wollte selbst in die Kammer gehen, sie aber verweigerten es, weil ich zu sehr erschrecken möchte. Endlich ließen sie es geschehen. Ich sah einen alten abgelebten Mann mit grauem Barte, eingefallenem Gesichte und einem langen Todtenhemde umgekleidet, der die Augen zu bewegen schien, bald stillstehen blieb, bald sich bewegte, als ob er auf mich zu wol-

rc. Ich entsetzte mich, wich zurück, gab den Todtenbeschwörern ein Stück Geld, und wir gingen nach Hause. — Ich war die ganze Nacht hindurch darüber unruhig; ich überdachte alles, und endlich fiel mir ein, daß ich an dem Gespenste eine Perrücke gesehen hatte, die Aristoteles doch nicht getragen haben kann, weil die Erfindung noch nicht gar alt ist. Nun glaubte ich noch weniger, daß es der Geist des Aristoteles gewesen seyn könne. Um in meiner Ueberzeugung gewisser zu werden, ließ ich mir des andern Tages den Cicero fordern. Alle Ceremonien waren wie am vorigen Tage, aber die Zerschiedenheit der Schläge entdeckte mir das Räthsel. Erst schlug er drey, dann neun Male an die Thür, weil C der dritte, J der neunte Buchstab des Alphabets ist. So hatte der Beschwörer auch vorher seinem in der Kammer steckenden Gehilfen den Namen des Aristoteles bezeichnet, erst ein Mal, dann 17 Male u. s. f. angeschlagen, weil A der erste, R der siebenzehnte Buchstab des Alphabets ist. — Ich eilte nach der Kammer, aber wie sehr mußte ich erschrecken, als ich ein Gespenst vor mir stehen sah, daß den Kopf unter dem Arme hatte! Zum Glück entdeckte ich die Zauberlaterne, die hinter einem Schirm versteckt war. Nun griff ich auch nach dem Todtenkopfe, und sah eine mit Blut angefüllte Schweinsblaße, welche dieses langsam aus den Augenhöhlen heraus träufeln ließ. Die Todtenbeschwörer baten

mich sehr, sie nicht zu verrathen, und ich erfuhr nachher, daß sie verlaufene Barbiergesellen wären.

Müßiggang und Liebe zur Bequemlichkeit sind die gewöhnlichen Ursachen, daß Leute sich noch auf das Todtenbeschwören legen. Sie entstellen ihre Körper und Gesichtszüge auf die seltsamsten Arten, um ihren Possen einen Schein zu geben, und lassen den Abergläubigen bey dem Glauben, daß sie mit dem Teufel in enger Verbindung stehen. Große Erwartungen der Zuschauer, wenig geläuterte Begriffe und Einbildungskraft thun auch hierbey sehr viel.

Noch muß die bekannte Geschichte des Königs Saul aus 2. B. Sam. 28. berührt werden, die man als einen Beweis angeführt hat, daß es doch möglich sey, die Geister der Verstorbenen herbey zu führen. Es gab damals listige Weiber, die nicht weit von ihren Wohnungen, etwa in einem kleinen Walde Höhlen hatten, worein sie abgerichtete Leute versteckten, und diese mußten aus den Höhlen reden, was ihnen von diesen Weibern eingegeben war. Ein solches Handwerk trieb auch diese Frau. Daß es der König Saul war, der zu ihr kam und Hilfe begehrte, konnte sie leicht wissen, weil sie im Jüdischen Lande wohnte, und den König, der viel im Lande umher zog, und einen Kopf größer war, als alles Volk, gesehen hatte. Sie konnte es auch gewisser Maßen schon aus seiner Begleitung schließen; denn er hatte zwey Gefährten bey sich. Der König

muthmaßte selbst, daß sie ihn kennen würde, daher wechselte er seine Kleider. Sie fiel auch bald darauf, daß es Saul seyn möchte, ob sie ihm gleich nicht sagte, daß sie ihn kenne: denn sie sagt V. 9.: Siehe, du weißt wohl, was Saul gethan ꝛc. Saul schwur ihr hierauf bey dem Herrn, und dieser Schwur entdeckte ihn noch mehr. Sie konnte auch schon daraus wissen, daß Saul mit ihr rede, da sie den Samuel herauf bringen sollte, mit welchem Saul viel Umgang gehabt, und ihn in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt hat. Um gewiß zu erfahren, daß der, der mit ihr rede, der König sey, stellt sie sich erschrocken, da der Geist erscheinen soll, und sagt V. 12.: Warum hast du mich betrogen? du bist Saul! — Und er gesteht es. Samuel aber erschien gewiß nicht. Saul fragt das Weib: Was siehst du? Er selbst sah nichts. Das lügenhafte Weib antwortet V. 13.: Ich sah eine obrigkeitliche Person herauf steigen aus der Erde. Sie beschreibt nun V. 14. das, was sie zu sehen vorgab, so wie sie den Samuel bey seinem Leben gesehen hatte. Samuel war über dies nicht hier, sondern zu Rama begraben; wie konnte er hier in der Höhle herauf kommen. Auch war es nicht Samuel, der aus der Höhle redete, sondern der in der Höhle versteckte Mensch, der von der Betriegerinn unterrichtet war; denn er redete Wahres und Falsches unter einander, welches der Geist des Propheten nicht

gethan haben würde. Es traf z. B. nicht ein, was V. 9. steht: Morgen wirst du und deine Söhne mit mir seyn; denn alle Söhne Sauls kamen nicht um, dazu starb auch Saul noch nicht am folgenden Tage. Das Wahre, welches der in der Höhle versteckte Betrieger redete, hatte er aus dem, was Samuel bey seinem Leben geweissaget, 1 Sam. 15. V. 28. Wenn die ganze Beschaffenheit der Frau, der Ort, wo der Geist erschienen, die dabey ohne Zweifel gebrauchten Ceremonien, die Stellung des Königs ꝛc. ausführlicher beschrieben wären, so würde daraus die Art des Betrugs noch einleuchtender dargestellt werden können.

So ist also die vorgespiegelte Kunst, Todte zu citiren, eitel und lauter Betrug. Gott hat dem Menschen keine Macht über die Geister Verstorbener oder Lebender verliehen; und wohl uns, daß es keine solche Kunst giebt!

N., ein vornehmer Mann, glaubte an Geisterbannereyen; ich nicht. Er suchte mich zu belehren; seine Gründe waren Gemeinsprüche: es giebt viel Unbegreifliches u. dgl.; ich läugnete — bis er endlich sagte: Ich will Sie zu einem Rabbiner aus England führen, der mit den himmlischen Geistern umgeht, nichts mit dem Teufel zu schaffen hat, und der auch mich schon einige Male in die Gesellschaft dieser Himmelsbürger gebracht hat. N. hatte die Geister gesehen, sie waren ihm erschienen, ohne

durch eine Oeffnung in der Wand in das Zimmer zu kommen, und eben so wieder verschwunden. Er hatte mit ihnen geredet, weil aber im Himmel nur Hebräisch gesprochen wird, so hatte ihm der Theurg zum Dollmetscher gedient. — Nun durfte ich nichts mehr einwenden; ich bat nur, mich auch des Glücks theilhaftig zu machen, und es wurde mir gewährt. R. führte mich zu dem Rabbiner, der ein gutes patriarchalisches Gesicht hatte. So viel ich merken konnte, gefiel ich ihm nicht sonderlich; doch ließ ich ihn bewegen, mir sein Beschwörungsbuch zu zeigen. Es war ein großer Foliant, zierlich und mühsam auf Pergament geschrieben, mit gemahlten Figuren der Geister, so wie sie sich durch die darunter stehenden Formeln beschwören lassen. Ich durfte nicht darin lesen, weil es die Geister beunruhige. — Auswendig war an dem Buche nichts Merkwürdiges, als an jeder vordern Ecke des Einbandes ein metallener Ring.

Der Beschwörer mußte sich bequemen, einen Tag zur Hervorrufung des Geistes festzusetzen; und mir wurde freygestellt, zu wählen, welchen Geist ich sehen wollte. Als ich mit der Wahl zauderte, gab mir der Rabbiner das Buch, um es aufzuschlagen, und der Geist, der auf dem Blatte stehen würde, sollte erscheinen; alles schien so unabsichtlich, und hatte doch seinen guten Grund. Sieben Tage waren zur Vorbereitung mit Kasteyen und Fasten nöthig;

am siebenten ganzen Tage durften wir nichts essen. — Den ganzen Tag vor der Beschwörung mußte ich bey N. zubringen, also fasten, und noch dazu auf Ehre und Glauben versprechen, mich bey der Handlung still zu verhalten, nichts anzugreifen, mich nicht von der Stelle zu bewegen, nicht zu reden, mit einem Worte, nichts zu thun, als nur was der Beschwörer wolle. Alles Einreden half nichts; er blieb unbeweglich, und ich konnte diesen Eigensinn nur aus der Furcht vor gedrohten Uebeln erklären.

Abends um 10 Uhr gingen wir in ein entlegenes Haus, in welchem ich noch nie gewesen war. N. sagte, es sey an der Lage des Zimmers sehr viel gelegen, und man habe deswegen eine besondere Kammer in diesem Hause miethen müssen. Alle Vorbereitungen geschahen in möglichster Stille und Feyerlichkeit. Es war Niemand weiter zugegen, als wir drey, der Beschwörer in einem schwarzen Rocke von Damast, mit einem groben weißen Tuche über den Schultern, empfing uns an der Thür mit der Art ungefähr, wie man einen Besuchenden zum Kranken läßt, der eben schläft — leise, mit viel bedeutender Miene, und einem düstern Gemurmel, als ob er innerlich bäthe. Im Vorzimmer mußten wir alles Metall ablegen, und nochmals Gehorsam und Stille angeloben. Ich betrachtete alles genau, fand aber nicht den geringsten Anlaß, Betrug, eine verdeckte Thür oder etwas dergleichen zu vermuthen; ich besah

das Zauberbuch, und fand, wie die seidene Schnur, von der ich gleich reden werde, in die zwey Ringe gehenkt war. — Die Lage des Zimmers ist gleichsam die Decke, unter welcher das Schauspiel verborgen war. — Eine Kammer ohne Ofen, in einem länglichen Vierecke, etwa 28 bis 30 Schuh lang, und kaum halb so breit, mit einer einzigen Thür und einem Fenster, keine Tapeten, eine geweißte Mauer, der Fußboden gedielt, und zwar so, daß keine Oeffnung darin zu vermuthen war. Bey dem Eintritte in die Thür erblickte man das Fenster zur rechten Hand; einen Tisch mit vier Füßen, unzugedeckt, dicht an der Mauer, zur linken Hand; auf ihm stand ein offenes Pult und darauf lag das Buch; vor dem Tische ein auf eine Pergamenthaut gezeichneter Kreis mit bunten Charakteren; vor dieser ein Streifen Pergament, ebenfalls bemahlt, worauf der Beschwörer hin und her ging; ein ähnlicher Kreis lag gerade der Thür gegen über, auf dem wir Zuschauer standen; eine Reihe Stühle zwischen beyden Kreisen, von denen der Beschwörer, wenn er auf uns zu ging, allezeit den mittelsten aushob, und wieder in die Lücke setzte; eine blaue seidene Schnur, welche mit den zwey Enden in die zwey Ringe des Buchs durch kleine Haken eingehängt war, durch zerschiedene Rollen in zwey Parallellinien über die Decke bis zu unserm Kreise reichte, und sich etwa fünf Fuß hoch von der Erde endigte. Auf dem

Fußboden standen sieben Leuchter mit brennenden Wachskerzen.

Der Beschwörer ließ uns in den Kreis der Thüre gegen über, treten, den wir bis an das Ende nicht verließen. Er selbst kniete vor dem Buche nieder, fing die Beschwörung mit Jüdischem Halbgesange an, und machte allerhand Grimassen. — Nachdem dies etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, ging er in den Kreis vor den Tisch, und hielt sich da wieder eben so lange mit Singen und Bethen auf. Hierauf drehte er sich gegen uns, öffnete durch einen Stuhl die Schranken und kam in unsern Kreis. Er ließ uns niederknien, mit dem Gesichte gegen das Fenster, ergriff die Zauberkette mit einem starken Zuge, gab sie uns in die Hand, befahl sie fest zu halten, und hielt sie selbst mit. Nachdem er wieder gebethet hatte, legte er die Hände auf unsere Köpfe, kniete selbst nieder, mit dem Gesichte gegen die unsrigen, legte unter fortdaurendem Gebethe seine linke Hand fest an mein rechtes Ohr, und die rechte an meines Begleiters linkes Ohr, und drückte unsre Köpfe fest zusammen, doch so, daß ich das rechte Auge frey behielt, und Thür und Fenster beobachten konnte. Nach einer Weile nahm er die Kette aus unsern Händen, und befahl uns, aufzustehen. Nun vernahmen wir deutlich ein sanftes Geräusch hinter uns, verspürten einen unangenehmen Geruch, und hörten einige helle Glockenschläge, wie von einer Repetir-

petiruhr. — Ich entsetzte mich in diesem Augenblicke ein wenig; Thür und Fenster hatte ich immer genau beobachtet, und keine andere Oeffnung schien mir möglich. Nun spürte ich auf ein Mal ein lebendiges Wesen in der Kammer, und stutzte. Der Beschwörer merkte das gar wohl, und um mich nicht zur Erholung kommen zu lassen, redete er den Geist an, noch ehe wir ihn sehen konnten. Dieser antwortete, aber nicht Hebräisch, sondern Jüdisch (die himmlischen Geister werden doch wohl rein Hebräisch reden?) Ich erholte mich geschwind von meinem Schrecken, und hätte den Geist gefaßt, wenn mich nicht mein Versprechen und die Neugier auf das Weitere abgehalten hätte. Wir durften uns nun umkehren; der Beschwörer ging aus unserm Kreise in den seinigen. — Die Figur des Geisten war ganz so, wie ich sie in dem Buche gesehen hatte; ein Knabe mit einem weißen, langen Hemde, an Gesicht, Händen und Füßen röthlich, (vermuthlich trocken mit Bolus gemahlt). Das Gebet des Geistes und Beschwörers war, so viel ich merken konnte, ein Jüdisches Gebet, von dem einer um den andern ein Gesetz herbetete oder sang; mit unter mochte wohl der Beschwörer dem andern Anweisungen zusingen; denn das Gespräch ward lebhaft, und der Geist fing an, mit den Füßen zu trippeln, als ob er den Kreis überschreiten wollte. Der Beschwörer kam ganz bestürzt in unsern Kreis, und bat, uns nur einen Au-

genblick zu entfernen, wir sollten gleich wieder eingelassen werden, und es sollte uns erlaubt seyn, dem Geiste Fragen vorzulegen. — R., ob er gleich schon mehrern Beschwörungen beygewohnt hatte, schwitzte große Tropfen, und zog mich zur Thür hinaus. Ich besann mich jedoch bald, riß mich von ihm los, und ging zurück in das Zimmer, fand aber alles in der besten Ordnung, nur der Geist war weg, und der Beschwörer löschte die Lichter aus. Er sagte, der Geist sey im Zorne über mich verschwunden, und wollte vor mir nie wieder erscheinen, weil ich so wohl die sieben Tage nicht mäßig gelebt, als auch während der Erscheinung böse Absichten auf ihn gehabt hätte. — Mein Gönner R., der gewiß nicht mit dem Beschwörer in Verbindung war, ward mir deswegen feind. — Ich erkundigte mich unter der Hand nach dem Beschwörer bey seinen Glaubensgenossen. Sie kannten ihn nicht als Rabbiner, nur als einen stillen Privatmann, der seine Religionspflichten genau erfülle, aus England gekommen sey, und ohne einiges Gewerbe von eigenen Mitteln lebe. Ich sah selbst einen Knaben am dritten Orte, der mir der nämliche schien, der den Geist vorgestellt hatte; ich konnte aber nicht allein mit ihm sprechen, und fernere Nachforschungen wurden durch meine Abreise unterbrochen.

Hier ist meine Erklärung dieser Geschichte.

1. Das stille melancholische Wesen dieses Betriegers dient mehr zu seiner Sache, als Windma-

chen und Geräusch; es führt den Verständigen mehr auf Schwärmerey, als auf Betrug. Ein Mensch, der sich auf das äußerste verstellen kann, verfehlt seinen Entzweck seltener, als der, welcher von ganzem Herzen handelt.

2. Es ist nicht zu vermuthen, daß der Beschwörer alle Geister in Vorrath hat, die in dem Buche gemahlt sind; doch läßt er es ganz gleichgültig aufschlagen. Seine Gleichgültigkeit ist Gewißheit, daß kein anderer Geist, als den er will, aufgeschlagen werden kann; fast eben so, wie man bey manchen Kartenkünsten nur die Blätter ziehen kann, welche der Künstler will.

3. Das siebentägige Kasteyen und Vorbereiten scheint zwar blos das Werk feyerlicher zu machen; allein es kann auch dazu dienen, daß der Zauberer seinen Mann in der Zeit ausforscht. Das Fasten am letzten Tage ist gewiß nicht ohne Absicht. Der Zuschauer kann sich keinen Rausch trinken, der ihm Muth macht, und durch das Fasten wird er kleinmüthig, und für das Wunderbare und Traurige empfänglicher.

4. Das feyerliche Versprechen, sich nicht zu rühren, wird nicht allezeit gefordert. R. hat es vorher nie ablegen müssen; ich allein war also dem Manne so verdächtig, daß er es für nothwendig hielt, und wer weiß, was er mit R. darüber gesprochen hat? Wäre R. nicht von der Gewißheit der Sache

überzeugt gewesen, so hätte er nicht darauf gedrungen, mich zuzulassen; er wollte aber auch mich überzeugen, und nur die schreckbaren Folgen, die der Zauberer ihm prophezeyte, bewogen ihn, mir das Versprechen abzunehmen.

5. Das Vorgeben, daß das Zimmer wegen der Lage nur zu dieser Handlung gemiethet sey, soll den Verdacht benehmen, als ob ein besonders zubereitetes Zimmer dazu nöthig sey, oder das Werk andere Anstalten erfordere, weil sonst der Zauberer seine Wohnung dazu brauchen würde; es soll scheinen, als sey ihm jedes Zimmer recht, wenn es nur nach der Himmelsgegend liegt, die er als erforderlich angiebt.

6. Die stille feyerliche Vorbereitung, die Kreise, das Beschwörungsbuch, die Lichter, das lange Gebet, die Verzerrungen des Gesicht, das alles sind bekannte Kunstgriffe, Schrecken und Erwartung zu erregen, und die Forderung, alles Metall abzulegen, ist weise Vorsicht, den Zuschauer zu entwaffnen.

7. Der Beschwörer konnte mir leicht erlauben, das Zimmer vorher zu untersuchen. Denn da ich noch gar nicht wußte, welche Stellung er uns anweisen würde, konnte ich nicht so gleich auf das Wahre fallen.

8. Daß die Kammer keine andere Oeffnung hat, als nur eine Thür und Fenster, die der Zuschauer immer in den Augen behält, macht ihn nicht nur sicher, daß der Geist nicht heimlich da herein

kommen kann, sondern heftet auch seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf diese zwey Oeffnungen. Die Reihe Stühle soll auf allen Fall den Verwegenen so lange aufhalten, bis die Sache in Ordnung gebracht ist.

9. Man merke sich den Tisch, auf dem das Buch liegt; hinter dem Tische ist in der Wand ein Schieber, oder eine Fallthür von Holz, auch nur vielleicht von Pappe, eben so bemahlt, wie diese. — Hinter dem Schieber ist ein Loch in der Mauer, wo ein Mensch durchkriechen kann; die zwey hintern Füße des Tisches passen gerade auf die zwey Fugen, in denen der Schieber läuft. Oben an dem Schieber sind zwey kleine Ringe hinter dem Pulte, und also nicht zu sehen. Während der Beschwörung nimmt der Zauberer die zwey Haken unvermerkt aus den Ringen an dem Buche, und hängt sie in die Ringe, die an dem Schieber sind; also hängt nun der Schieber nicht mehr an dem Buche; sondern an der seidenen Schnur.

10. Wenn der Beschwörer mit den Zuschauern zugleich im Kreise, der Thür gegen über, steht, und diese das Gesicht gegen die Fenster kehren müssen, so faßt er zugleich die Zauberkette heftig an, und zieht also den Schieber auf, der ganz locker in den Fugen laufen muß, damit man nichts höre; darauf läßt er die Zuschauer niederknien, und die Kette, die er

selbst mithält, festhalten. Sie müssen also auch das Ihrige dazu beytragen, daß der Geist durch das Loch herein kommen kann. Wenn nun der Beschwörer sieht, daß die Gäste die Kette recht gefaßt haben und fest halten, daß das Loch offen und alles in Ordnung ist (das kann er, weil er steht, und über die Knienden hinschauet), dann läßt er die Kette in ihren Händen, kniet ebenfalls nieder, und faßt die Ohren der Zuschauer. Dieses Andrücken der Ohren soll nebst dem lauten Gebete, nicht nur verhindern, daß man das Geräusch nicht höre, welches der Geist bey dem Hereinkriechen etwa machen könnte, sondern auch den Mißtrauischen bewegen, seine Aufmerksamkeit auf die Thür zu richten, weil es scheint, daß der Beschwörer durch das Anlegen der Hände, dorthin zu sehen, verhindern wolle. Daß der Beschwörer von der Stelle, wo der Geist erscheint, entfernt ist, macht die Sache nicht nur wunderbarer, sondern geschieht auch darum, damit er das Umsehen verhindern könne; wiewohl auch die Reihe Stühle den Knienden schon dahin zu sehen verhindert.

11. Man könnte glauben, daß es kürzer sey, wenn der sogenannte Geist den Schieber selbst von außen aufzöge, allein der Kunstgriff mit der Kette ist viel sicherer. Der Beschwörer müßte ein Zeichen geben, und das Klopfen, wodurch Buchstaben des Alphabets angezeigt werden, ist zu bekannt. Der

Geist, zumal wenn er ein Knabe ist, könnte auch das rechte Tempo zum Erscheinen verfehlen, und der Beschwörer hat noch außer dem den Vortheil, daß er die Zuschauer mit etwas beschäftiget, welches ihre Aufmerksamkeit von dem Orte abzieht, wo der Geist herkommt, und dieser kann auch mit einem unmerklichern Geräusche hinein kommen.

12. Daß der Geist nur Hebräisch redet, geschieht darum, damit die Zuschauer nicht selbst mit ihm zu reden verlangen, er sich nicht in den Antworten verräth, und seine Schwäche entdeckt, wenn er dumm ist. Das Rothfärben macht ihn unkenntlich.

13. Dies Mal hieß uns der Zauberer hinaus gehen, weil ich ihm verdächtig war, und er bey dem Abschiede genauere Beobachtungen oder Gewalt fürchtete. Mein Begleiter R. sagte mir, daß der Geist zu anderer Zeit eben so, und unter den nämlichen Ceremonien, wie er erscheint, wieder abgeht. Das mochte ihm der Rabbiner singend gesagt haben, daß er sich gleich entfernen solle, wenn er uns hinaus führen würde.

14. Die Ursache des Zorns des Geistes war ganz gut ausgedacht. Das konnte der Mann wohl denken, daß ich mir, um seiner Possen willen, in sieben Tagen nichts abgebrochen hatte; und daß ich den Geist gern ergriffen hätte, sah er mir an der Miene an.

So ist es demnach sehr gut, wenn man zu dergleichen Auftritten mehr Mißtrauen mitnimmt, und seine Sinne, auch bey noch unbegreiflichern Sachen, nicht zu voreilig entscheiden läßt.

VIII. Endlicher Bescheid über das Wahrsagen, besonders über Karteschlagen, Sieb- und Schlüssellaufen.

Die Ursache, warum man andern Menschen oft Kenntniß des Zukünftigen zutraut, liegt wohl darin, daß der Mensch von Erde so stolz ist, sich einzubilden, der Schöpfer habe außer den mannigfaltigen und zu seinem Wohle hinlänglichen Kräften des Leibes und der Seele, die er ihm schenkte, auch noch eine Menge unsichtbarer Wesen und Kräfte ihm unterwürfig gemacht; welcher Stolz der Faulheit, die Kräfte anzustrengen, welche er hat, gar nicht zu Statten kommt. Es läßt sich nie anders erwarten, daß in der Welt alles natürlich zugeht, wenn man bedenkt, daß sie einen höchst weisen Urheber habe, der in der Wahl seiner Zwecke und Mittel nicht irren konnte, also auch nicht nöthig haben wird, an seinem schönen Werke etwas zu verändern.

Ziehen, ehedem Superintendent in Zellerfeld, berechnete, daß zwischen 1779 und Ostern 1780 Deutschland von allen angränzenden Reichen abbrechen sollte, und zwar durch ein Erdbeben. Der Bruch, sagte er, würde mitten durch den Bodensee gehen, und den Rhein und andere Flüsse verschlingen. Es würden sieben tausend Ortschaften untergehen, mit Allem, was darin lebe. Auf dem Harze würde die Erschütterung am wenigsten empfunden werden, weil das Harzgebirge gleichsam der Grundstein sey, worauf die ganze Erdscholle, die Deutschland in sich begreife, ruhe. — Er machte diese Entdeckungen der Regierung kund, bekräftigte sie mit einem Eide, und machte in Schriften öffentlich bekannt. So gewiß war er in der That von der Wahrheit seiner Sache überzeugt. Er entging der besten Widerlegung durch den Tod; denn er starb im Mai 1780.

Diese Prophezeyung wurde aus der Deutschen in andere Sprachen übersetzt, nnd verbreitete Schrecken überall. An einigen Orten wollte man schon unterirrdische Dämpfe aus Erdrissen haben emporsteigen sehen. Mehrere Handwerker legten ihre Handthierung nieder, um sich zu ihrem bevorstehenden Ende zu bereiten. Viele tausend Menschen brachten vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die Nächte schlaflos zu. Ein Tagelöhner, sonst ein ordentlicher Mann, kam zum Gutsbesitzer,

und bat um drey Thaler Lohn, die er bey ihm stehen hatte, um sie in der kurzen Zeit bis zum großen Erdbeben noch mit seiner Familie aufzuzehren.

Dagegen predigte der Pfarrer Lavater in Zürch wider Ziehens Prophezeyung, und empfahl unter andern den Grundsatz: immer weniger für sein Schicksal, und immer mehr für seine Pflicht besorgt zu seyn — welches eine vortrefliche Regel ist. „Was unterscheidet den Weisen und den Thoren? (sagte er) Der Thor bekümmert sich um sein künftiges Schicksal, und nicht um seine gegenwärtige Pflicht; der Weise ist seiner nächsten Pflicht immer treu, und ruhig in Ansehung seines zukünftigen Schicksals. Hieran prüfe deine Weisheit und Thorheit! Je mehr du dich bemühst, zu thun, was du thun, zu unterlassen, was du unterlassen sollst, desto weniger darfst du um dein künftiges Schicksal besorgt seyn. Deine Pflicht ist deine, dein Schicksal Gottes Sache. Gott wird an sich nichts fehlen lassen, wenn du nichts auf deiner Seite fehlen läßt."

Die Wahrsager haben oft einen Spiegel, worin man den sehen kann, der etwas gestohlen hat; nur darf dieser noch über kein Wasser gegangen seyn, sonst ist die Kunst am Ende. Aber Jeder kann sich einen solchen Spiegel selbst machen, wenn er sich an die achteckige Walze erinnert, von welcher oben bey

der Geistercitation geredet wurde. Eine grobe Art der Wahrsagerey ist

das Karteschlagen.

Der Wahrsager mischt die Karte, läßt den, der sich wahrsagen lassen will, abheben und sich ein Blatt wählen. Dann legt er die Blätter, je achte nach der Reihe auf, betrachtet die Lage des von jenem gewählten Blattes, und die Lage der andern gegen dasselbe, und fängt nun an, Vergangenes und Zukünftiges zu sagen. Jedes Blatt in der Karte, so wie jede Farbe hat ihre Bedeutung. Es ist aber ganz willkührlich, wie man sie deutet, und jeder kann sich selbst die Regeln entwerfen, wonach er aus der Karte wahrsagen will. — Doch, was für Verbindung kann ein erwähltes, gezogenes oder geworfenes Kartenblatt mit den Schicksalen der Menschen haben; und wie könnte man daraus vergangene und zukünftige Dinge sehen? Warum soll diese Farbe Glück, jene Unglück zeigen? Könnte es nicht gerade umgekehrt seyn? Ist dabey ein Ungefähr, so kann man auf die daher genommene Prophezeyung nicht bauen. Sollte Gott, wie man glaubt, einen guten Geist dabey wirksam seyn lassen, wie könnte er Wahrsagen verboten haben? Auch durch Kartenschläger sind oft Menschen unglücklich geworden. Hier ist ein Beyspiel davon: In dem Dorfe Wuthenow, eine Meile von Soldin, in der Neumark, wurden dem Krüger oder Schenkwirthe 50 Thaler gestohlen, mehrentheils harte Thaler. Der

Krüger ließ sich die Karten legen, und das Weib, die dies that, sagte, daß der erste Jude, der in einem braunen Rocke zu ihm käme, sein Geld gestohlen habe. Ein alter Jude aus Lepehne, der in Soldin zu Markte gewesen war, kehrte kurz darauf da ein, um ein Mal zu trinken. Der Krüger sahe nicht so bald, daß der Jude einen braunen Rock anhatte, als es ihm einfiel, daß das wohl der prophezeyete Dieb seyn könne. „Habt ihr kein hart Geld? fragte er ihn, laßt mir einige Thaler ab.“ Der Jude sagte, daß er hart Geld hätte, welches er in Soldin eingewechselt habe, um es auf der Frankfurter Messe zu gebrauchen; aber er wollte ihm doch sechs Stück ablassen. Der Krüger sahe, daß der Jude ungefähr 18 Stück hatte, und beredete sich mit seiner Frau, Knecht und Magd, ihn zu binden und zu knebeln. Dies geschah. Der Jude wurde mit einem Stricke über den Leib, den man hinten mit einem Prügel zusammen drehete, so gedrückt, daß ihm das Blut aus Mund und Nase lief; und als er dennoch unter großem Geschrey seine Unschuld versicherte, legte man ihm zwischen jeden Finger und jede Zehe kleine Hölzer, drückte sie zusammen, und prügelte den armen Mann unmenschlich, daß er gestehen sollte. Der Lärm und das Geschrey rief die Nachbarn herbey, die, weil sie das Haus verriegelt fanden, die Thür einschlugen, und den schon halbtodten Juden von der Grausamkeit des Krügers ret-

ken. Die Sache wurde untersucht, und der Jude ganz unschuldig befunden; denn er hatte das harte Geld bey einem Kaufmanne in Soldin eingewechselt. Diese Geschichte hat sich 1784 im Juny, an Ort und Stelle so zugetragen, wie sie hier erzählt ist.

Charlotte lebte auf einem Landgute, dessen Besitzerinn ihre Mutter war, über welche sie als einzige geliebte Tochter, so wie über das Haus, unumschränkt gebieten konnte. Von den Hausgenossen wagte es keiner, ihren närrischen Einfällen ein Wort entgegen zu setzen. Sie that nichts, ohne sich von Catharinen die Karten haben legen zu lassen; die gewöhnlichste Sache hatte bey ihr Bedeutung: putzte sich z. B. die Katze, so hieß es gleich: Es werden Gäste kommen; juckte dem Fräulein oder der alten Catharine die Nase, so war nichts gewisser als eine Neuigkeit. War das Jucken an der linken Hand, so gab es Geld einzunehmen, und war es an der rechten, so erfolgten Ausgaben. Juckten beyde Augen, so freuete man sich im voraus, daß man etwas gern sehen würde, besonders wenn das rechte Auge juckte. Hatte das Licht einen Räuber, so erwartete man einen Brief, rollte sich aber ein abgesonderter Faden des Dochtes, so war dies eine traurige Anzeige von einem bevorstehenden Todesfalle; und diese Bedeutung hatte auch das Nagen eines Holzwurms. — Die Träume waren ein immer

neuer Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit, und Catharine war in Deutung derselben geübt. Charlotte hatte schon siebzehn Jahre hinter sich, und hegte den Wunsch, zu heirathen, welchen Catharine sorgfältig unterhielt. Fast in jeder Karte sah sie einen schönen Cavalier. An einem unglücklichen Nachmittage kam Catharine in das Zimmer gestürzt, und berichtete ganz athemlos, daß sie von weitem einen wunderschönen Cavalier zu Pferde, mit einem Bedienten hinter sich, aus ihrem Fenster gesehen habe, welcher seinen Weg nach dem Schlosse zu nehmen schien. Ach! geschwind die Karte her, sagte sie, wir wollen sehen, ob der schöne Cavalier zu uns kommt. Kaum waren die Karten kunstmäßig gelegt, und kaum hatte sie einen forschenden Blick hinein geworfen, als sie wie prophetisch ausrief: Ja, er kommt! freuen sie sich, er kommt! spornstreichs kommt er hergeritten — er hat eine Heirath im Sinne — die Heirath gilt ihnen, gnädiges Fräulein — o wie reich er ist! — wie das Gold um ihn her liegt! . . . Noch strömten solche Wunderworte von der geläufigen Zunge, als man die Pferde auf dem Hofe hörte, und der Baron von W. angemeldet wurde. Man vermuthet wohl schon, daß der Fremde keine abschlägige Antwort erhielt, und es dauerte keine Minute, so hatte sie das Vergnügen, sich von dem Herrn Baron die Hand küssen zu lassen. Die Prophezeyung hatte auf das Fräulein so

sehr gewirkt, und sie war von deren Unfehlbarkeit so fest überzeugt, daß sie schon, so wie ihre Mutter selbst, das Jawort auf dem Herzen hatte. Alles ging geschwind. Der Baron betheuerte bald mit vielen Eidschwüren, daß blos der Ruf von ihren Reitzen und ihrem Verstande ihn hierher geführt habe; und nachdem er eine weitläufige Beschreibung seiner Güter und seines übrigen Reichthums voraus geschickt hatte, überhob man ihn der Mühe, etwas von seinen Ahnen zu sagen, und versicherte, daß man das Geschlecht der Freyherrn von W. als eines der ältesten im Lande kenne. Sogleich versprach das Fräulein ihre Hand, und die Mutter gab den Segen. Bald war Charlotte die Frau des angeblichen Barons von W.

Des angeblichen, sage ich — denn er war in der That nichts weniger, als das, wofür er sich ausgab. Ein ehrlicher Perrückenmacher hatte ihm sein Daseyn gegeben, und ihn von Jugend auf zu seiner Profession angehalten. Zu sehr Taugenichts, um dieselbe recht zu erlernen, und zu faul, um das Wenige, was er begriffen hatte, zu seinem Unterhalte zu betreiben, verließ er im achtzehnten Jahre heimlich das väterliche Haus, nachdem er seine Aeltern vorher bestohlen hatte. So lange das geraubte Geld dauerte, führte er die liederlichste sorgloseste Lebensart, dann legte er sich in Gesellschaft anderer Gauner auf das Spiel. Einige Zeit ging es gut.

Wie aber lasterhafte Verbindungen selten von langer Dauer sind, so ging es auch hier, die saubere Gesellschaft trennte sich. Hinlänglich mit Gelde versehen, ließ er sich baronisiren, spielte fort, verlor aber eines Abends Alles. Er schlug sich nun zu einer Räuberbande, und kam auf jenes Schloß, um die Besitzerinn zu bestehlen. Seine Aufnahme daselbst, und das Weitere ist bekannt.

Ein halbes Jahr lebten die neuen Eheleute in anscheinendem Glücke; dann starb die Mutter. Sein treuer Gehilfe, der Bediente, besorgte von Zeit zu Zeit bedeutende Summen auf die Post, und diese kamen an, und wurden für die Einkünfte von den Gütern ausgegeben, welche der Baron am Rhein haben wollte. Bald merkte Charlotte eine Niedergeschlagenheit an ihrem Geliebten, und dieser gestand endlich, daß Sehnsucht nach seinem Vaterlande die Ursache sey. Nun wurde Alles verkauft, und die Reise ging mit wohl gefülltem Beutel nach dem Rheine. Als sie eines Morgens erwachte, war der Gemahl mit Allem fort. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und noch ehe der Abend einbrach, lebte sie nicht mehr. — Das war die endliche Folge verzärtelter Erziehung und eines Aberglaubens, der schon viele Thoren unglücklich machte.

Das Sieb- und Schlüssellaufen

ist ebenfalls eine elende Erfindung, wodurch man etwas Unbekanntes erforschen will. Ein Sieb wird

an

an eine Schere (beyde müssen geerbt seyn) gehangen, oder auch an einen geerbten Schlüssel. Die beyden Enden der Schere oder des Schlüssels, werden von zwey Personen auf die Mittelfinger gesetzt, und so eine Zeit lang gehalten. Die Namen der im Hause befindlichen, in der Nachbarschaft wohnenden, oder verdächtigen Personen werden laut genannt; und man glaubt, daß, wenn der Name des Schuldigen ausgesprochen werde, das Sieb sich unaufhaltsam drehe, und dadurch den Thäter entdecke. Oder man befestigt den Erbschlüssel auch in eine Erbbibel, und verfährt dabey wie vorher. Die Ursache von dem bedeutungsvollen Umdrehen des Siebes oder der Bibel kann unmöglich in den ausgesprochenen Namen liegen; denn diese Dinge können um so weniger etwas Unbekanntes entdecken, da sie todte Körper sind. Der Trieb, das Unbekannte zu erfahren, kann dazu auch nichts thun; denn sonst würden fast alle Menschen die Zukunft kennen. Weder gute noch böse Geister wirken dabey, weil diese auf der Welt nichts zu schaffen haben, und da nicht wirken können. Es müssen also andere Ursachen seyn, die das Umdrehen bewirken; und worin könnte man diese sonst suchen, als in den Personen selbst, die das Sieb oder die Bibel halten? Wenn der Name dessen, von dem man vermuthet, daß er etwas gestohlen oder gethan habe, ausgesprochen wird, so erregt die gewisse Vermuthung, und die Begierde, das Gewünschte zu

erfahren, in den Händen der Haltenden ein Zittern, welches jene Umdrehung verursacht. Und da der Name des vermeinten Thäters gewöhnlich ganz zuletzt ausgesprochen wird, wenn die angestrengten Nerven nachlassen, so sieht man leicht, woher das Umdrehen komme. Wer solche Gaukeleyen vornimmt, der will sich nicht gern überzeugen, daß sie unzuverlässig sind, und so ersetzt ein Stoß, den er fast wider seinen Willen thut, was der Sache selbst abgeht. — Die Erfahrung hat diese Kunst mannigfaltig in ihrer Blöße dargestellt, und auch durch sie ist manches Unheil gestiftet worden.

Im May des Jahres 1785 meldete die Ehefrau des Einwohners Andreas Hildebrand zu Hilvershausen, bei dem Hildesheimer Amte Hunesrück, mit weinenden Augen, daß sie eine Magd im Hause habe, die sich Engel Christine Schreder nenne und eine offenbare Zauberin sey. Sie habe gedroht, daß ihre Ziegen, Kühe und Pferde, und endlich ihr Mann sterben sollten. Diese Drohungen wären auch schon an einer Ziege und einem Pferde vollzogen worden, indem bereits beyde krank wären. Sie bat um Gottes willen, ihr beyzustehen und dieses Unglück von ihr abzuwenden. Der Amtmann hatte mit dem mangelhaften Verstande dieser Frau Mitleiden, und suchte sie von der Thorheit ihrer Meinung zu überzeugen, als er Nachricht erhielt, daß das ganze Dorf über diese Ge-

schichte in Aufruhr sey. Er verfügte sich daher sogleich an den Ort, und fand die Engel Christine Schreder, mit einem Gesangbuche in der Hand, im Bette liegen. Auf die Frage: was ihr fehle? und ob sie krank sey? gab sie zur Antwort: Es ist alles wahr, was die Hildebrandinn berichtet hat. — Als sie nun um das, was wahr sey, genauer befragt wurde, erzählte sie: sie hätte von ihrer Großmutter Alles gelernt. Diese hätte einst, als sie von ihrem Vater geschlagen worden wäre, zu ihr gesagt: Mädchen, dir ist keiner als der Teufel gut, in dessen Schutz mußt du dich begeben. — Hierauf hätte die Großmutter ihr die Nase blutig gemacht, ein Stück Holz genommen, darauf einige Tropfen Blut geschmiert, und gesagt: Nun kannst du dir helfen. „Wenn dir künftig Jemand etwas zu Leide thut, so nimm ein Messer, und wirf es ins Teufelsnamen unter das Bett, dann muß das Vieh, und endlich der Hausherr erkranken.“ — Diesen Rath habe sie befolgt, und auch die Worte dabey gesprochen. Da nun ein solches Messer nicht könne herbey geschafft werden, ohne daß eine Seele geopfert würde, so habe sie eine Tracht Schläge gefordert, welche sie auch erhalten hätte.

Fast schien es, als ob das Mädchen wahnsinnig sey; aber ihre übrigen passenden Antworten bewiesen das Gegentheil. Da man in ihrem Gesichte zerschiedene blutige Streifen bemerkte, so wurde ein Chirur-

gus herbey gerufen, sie zu besichtigen. Sie war kaum halb entkleidet, da sah man mit Entsetzen, wie unmenschlich sie gepeitscht, geschnitten und gebrandmarkt worden war. Nun wurde sie aus dem Hildebrandischen Hause weg in ein anderes getragen, wo sie gleich bekannte, daß die ganze Hexengeschichte von den Hildebrandischen Leuten erdichtet, und sie so lange gepeinigt worden wäre, bis sie angelobt hätte, sie in Gegenwart der Obrigkeit als wahr zu erzählen. Dies veranlaßte eine nähere Untersuchung, worin sich die Sache folgender Maßen entwickelte. Die Ziege im Hildebrandischen Hause war krank geworden, welches man einer Hexe zugeschrieben hatte, und um diese ausfindig zu machen, hatte man die Schlüsselprobe gemacht, wobey mancherley Fragen, z. B. wer die Hexe sey? wo sie wohne? was sie gemacht? u. s. w. gethan wurden. Wohin nun der Ring des Schlüssels gezeigt hatte, die war so lange für die Hexe gehalten worden, bis ein abermaliger Versuch eine andere in Verdacht brachte. Man hatte sich mit dieser Schlüsselprobe den ganzen Winter beschäftigt, und zerschiedene Leute in der Gemeinde waren dadurch, wenigstens in Hildebrands Hause in den Verdacht der Hexerey gekommen. Endlich hatte man in Gegenwart des ganzen Hauses und der Bramann die Schlüsselprobe von neuem gemacht, und oft wiederholt. Da nun der Ring auch auf die Dienstmagd Schredern gezeigt, so war sie, ein

Mädchen von siebzehn Jahren, von Allen für die Hexe gehalten worden, welche die Ziege bezaubert habe. Um noch mehr davon zu erforschen, hatte die Sabine Bramann das betriegerische Spiel noch ein Mal angefangen, und folgende Fragen gethan: Ob die Ziege behext sey? ob das Füllen behext sey? ob die Kühe und Pferde behext wären? ob die Wirkung des Hexens auch an den Hausherrn komme? Wer das Hexen gethan habe? ob die Engel Christine Schredern die Hexe sey, welche alles dieses verübt habe? wobey sich der Schlüssel abermals gedrehet hatte. Zu eben dieser Zeit waren in dem Hildebrandischen Hause zwey Messer und drey Ellen Band vermißt worden. Darüber hatte die Sabine Bramann wieder die Schlüsselprobe gemacht, und war dadurch abermals in dem Verdachte bestärkt worden, daß die Sredern die Hexe sey. Nun fiel man das arme Mädchen thätlich an, entslößte ihre Lenden, schlug sie anfänglich mit einem Stricke, hernach mit einer Pferdepeitsche, und verlangte das Geständniß, daß sie das Vieh behext, und die Messer und das Band gestohlen habe. Da dies nicht wirken will, so fährt man mit Schlagen auf die Lenden, den Rücken, die Arme und die Beine fort, bis endlich Alle ermüdet nachlassen, und das Mädchen in ihr Bett kriecht, wo sie noch am folgenden Morgen nackt und betäubt gelegen hatte. Hier aber wurde zu einem noch grausamern Verfahren geschritten.

Ungefähr um 12 Uhr Mittags tritt die Hildebrandische Ehefrau mit ihrem Ehemanne, Sohne, Tochter, und der Bramann, plötzlich vor das Bett des Mädchens. Man zieht sie mit Gewalt heraus, entkleidet sie vom Kopf bis zu den Füßen, und peitscht sie mit einer Pferdepeitsche über alle Theile des Vorder- und Hinterleibes, daß sie endlich zu Boden stürzt. Während dieses barbarischen Verfahrens wird die Schredern beständig gefragt: »ob sie nicht gehext habe? Da sie aber dennoch nicht gestehen will, so schneidet man ihr alle Haare des Kopfs bis auf die Haut ab. Als sie nun so nackend da steht, steckt man sie von neuem unter das Bett, schlägt bald mit einem Stricke, bald mit einem Besenstiele, ohne Schonung eines Theiles am Leibe, unaufhörlich auf sie hinein, bis die Bramann den Rath giebt, daß es zur Verhütung aller fernern Hexereyen gut seyn würde, wenn man von dem Mädchen Blut erhalten könnte. So gleich werden ihr mit einem stumpfen Brodmesser die Schienbeine fünf Mal zerschnitten; als aber davon noch kein Blut fließen will, so schlägt man ihr mit einem Instrumente, womit sonst Kühen und Pferden die Ader geöffnet wird, eine tiefe Wunde in die Wade, und sieben Löcher in den Rücken. Durch diese heftigen Schmerzen wird die Schredern wieder ohnmächtig. Bey ihrem Erwachen ist die Sabine Bramann von neuem mit einer Schlüsselprobe

beschäftigt, wobey sie unter andern die Frage thut: Ob es gut sey, daß die Schredern auch mit glühenden Zangen gezwickt werde? welches durch den Schlüssel bejahet wird. Ungesäumt macht der Hildebrandische Sohn (ein Junge von 16 Jahren) die Zange glühend, und zwickt sie damit in die Nase, wodurch sie von neuem ohnmächtig zu Boden sinkt. Dennoch fährt er mit Zwicken und Brennen auf dem Rücken, den Schenkeln und Waden fort, während die Schredern sinnlos auf dem Boden liegt. Aus Furcht, daß sie gar sterben möchte, fängt man an, sie mit Wein und Brantwein zu waschen; und da sie dadurch wieder einige Empfindung und Vorstellungskraft erhält, so dringt man in sie, daß sie nur gestehen möchte; worauf sie, aus Furcht vor einer noch üblern Behandlung, Alles sagt, was man verlangt. Die Bramann fängt hierauf wieder die Schlüsselprobe an, und legt der Schredern Folgendes in Fragen vor: „Ob sie nicht einmal eine Tracht Schläge von ihren Aeltern empfangen, darauf ihre Zuflucht zu ihrer Großmutter genommen, und diese ihr denn gesagt habe: Dir ist Keiner als der Teufel gut ꝛc. Die Schredern bejahet dieses in der Angst, und muß auf einen Zettel Jesu Namen, und auf einen andern Blut Jesu Christi drey Mal schreiben, welches man ihr auf die Brust und auf den Rücken legt, wahrscheinlich, um sich gegen den Teufel, oder ihre fernern Hexereyen zu schützen.

Die Sache wird im Dorfe bekannt, man spricht davon, daß sie gerichtlich untersucht werden solle; das Hildebrandische Haus geräth in Schrecken, und verspricht, der Schredern ein neues Kleid unter der Bedingung zu schenken, wenn sie gegen die Obrigkeit sagen würde, daß sie das Hexen wirklich erlernt habe. Auch reicht man ihr ein Buch, worin sie bey der Ankunft des Amtmanns lesen soll. — Die Thäter wurden bestraft. Die Bramann kam auf zwey; die Hildebrandische Ehefrau auf ein Jahr ins Zucht- und Spinnhaus. Andreas Hildebrand wurde mit seiner Tochter auf vierzehn Tage, und sein Sohn auf drey Wochen, bey Wasser und Brod einen Tag um den andern, zum Arreste verdammt, welcher letztere bey Endigung dessen noch 15 Stockschläge durch den Schließer empfing. Sämmtliche Verurtheilte mußten die Gerichts- und Heilungskosten, und der Engel Christine Schredern hundert Thaler für Schmerzen rc. bezahlen.

IX. Von dem dummen Aberglauben bey Mahlzeiten: Eine Erzählung.

Deuchter, der in der Ammenstube erzogen worden war, und alle die schönen Mährchen wohl behalten hatte, welche daselbst erzählt zu werden pflegen, war einst zu einer Hochzeit geladen. Die Son-

ne schien hell, und Alles verkündigte einen fröhlichen Tag. — Noch ehe er das Haus verließ, sagte die alte Mutter, die schon von dem Spinnrade kam, ihm einen guten Morgen. Wem des Morgens zuerst eine alte Frau begegnet, der hat den Tag über ein Unglück, dachte er; aber eine Mutter kann ja kein Unglück bringen! und so ging er weiter, ohne den Umweg zu machen, den man bey dergleichen Anzeigen wohl zu nehmen pflegt. Es hätte ihm ja auch eine junge Frau, ein Mädchen, oder ein Jüngling begegnen können, welches Einige für Glücks- Andere für Unglücksanzeigen nehmen; und hätte er zu Letztern gehört, welche Umwege hätte er machen müssen, und wann würde er an Ort und Stelle gekommen seyn? Unter diesen Gedanken hatte er vergessen, den rechten Fuß zuerst vor die Thür zu setzen; es lief ihm kalt über die Haut, als er an das Unglück dachte, welches hieraus entstehen würde, und doch war es nicht zu ändern. — Aber, o Schicksal! ihm begegnet eine Heerde Schweine, die der Hirt eben zur Weide trieb. Du wirst also in dem Hause nicht willkommen seyn, dachte er, wohin man dich geladen hat, so willkommen, wie das Schwein im Judentempel. Die Heerde war vorüber, und in Betrachtungen verloren, hatte Deuchter nicht bemerkt, daß die Kühe ihm nahe gekommen waren, die der starke Hutmann vor sich daher trieb. Jetzt stand er still, unentschlossen, ob er weiter gehen,

oder auf heute ungenossen die Lust vorbey lassen sollte. Kühe bedeuten nie etwas Gutes für den, welchem sie begegnen — und man hat ja Beyspiele! Aber Schicksal, ich will dich ermüden, ich will gehen, und sehen, was du über mich verhängt hast!

Sein Weg führte ihn durch einen Wald; er hatte diesen noch nicht erreicht, da sprang ein Hase, und hinter her, ein Wiesel ihm quer über den Weg. „Ein Unglücksbote über den andern, hier zwey auf ein Mal. Nun das wird gut werden. Man hat es ja erfahren, daß es nie gut war, wenn der Hase erschien. Wie Mancher würde seinem Unglücke entgangen seyn, wenn er darauf geachtet hätte, und zurück gekehrt wäre. Aber ich will das nicht, gehe es wie es gehe. Es könnte zwar seyn, daß der Raubvogel da, in dessen Klauen der junge Hase zappelt, den alten aufgeschreckt hätte, daß er gerade vor mir vorüber sprang; es könnte seyn. Aber ich will gewiß gehen, will einen andern Weg nehmen, das Unglück abzuwenden, das mir auf heute bevor steht — die alten Regeln sind nicht zu verachten.“ — Damit er aber recht sicher seyn möchte, legte er zwey Strohhalmen kreutzweise über einander, und ging darüber hin, seines Weges weiter. Nicht lange dauerte es, da sprang ein Fuchs schnell vor ihm vorbey. „Ha Ränke, Ränke, rief er, gut daß ichs weiß! Dort läuft ein Wolf; ich fürchte mich nicht, verkündigt er mir doch kein Unglück. Mögen

Andere vor ihm heiser werden, oder die Stimme verlieren; ich will den ablaufen lassen, der mir Schlingen legt. Nun dürft' ich nur noch einen Hirsch, oder einen Bären sehen, um auch die Zeichen zu haben, die für den Tag Glück verkündigen. Fasse Muth, Deuchter, und laß dich nicht irren!" Unter diesen Gedanken war er durch den Wald und dem Dorfe nahe gekommen, wohin er seinen Stab richtete. Hier begegneten ihm die Schafe. Wie froh war Deuchter, diese Friedensboten zu sehen! Hier ist Widerspruch, dachte er, was wird überwiegen? Unglück und Ränke, oder Friede und Willkommenseyn?

Die Trauung war vollendet, und man setzte sich eben zu Tische hin; als die Hausfrau den Bedienenden einen Wink gab, und man anfing, die Tafel abzudecken. Zugleich erkundigte sie sich, ob die Magd die Eyerschalen zerbrochen habe? „Denn Hexen sollen an der Mahlzeit keinen Theil haben," setzte sie hinzu. Sie hatte bemerkt, daß das Tischtuch auf der umgekehrten Seite aufgelegt war, und glaubte nun, daß keiner von den am Tische Sitzenden werde satt werden können. Auch hatte sie 13 Personen am Tische gezählt, von denen, wie sie glaubte, eine unfehlbar sterben würde, wenn sie mit einander äßen. Ein Frauenzimmer von der Gesellschaft war darüber so erschrocken, daß es aus der Stube laufen wollte. Der Amtmann Ohmentrink aber bemerkte, daß,

da eine schwangere Person gegenwärtig sey, eigentlich vierzehn bey Tische wären, und es also nichts zu bedeuten habe, sondern vielmehr einer gebohren werden würde. Das Frauenzimmer blieb, und die vorige Anordnung wurde beybehalten. Ohne Ohmentrinks Spaß wäre nicht nur das Vergnügen der Gesellschaft gestört, sondern vielleicht die Hälfte der anwesenden Frauenzimmer krank geworden — aus Einbildung. Hier fiel ein neuer Fehler ein. Man hatte vergessen, da der Tisch gedeckt wurde, das Brod zuerst darauf zu legen, und, in dessen Ermangelung, einen Zipfel von dem Tischtuche überzuschlagen. Denn man glaubt, daß Alles, was nachher auf den Tisch gesetzt wird, desto gesegneter seyn werde, wenn nur erst das Brod auf demselben liege. Auch soll es nicht gut seyn, das Brod, wenn es einmal auf dem Tische gewesen ist, unangeschnitten wieder wegzutragen. Ohmentrink schnitt das aufgetragene Brod zuerst an. Ha, sie haben heute gelogen, rief die Wirthinn, und Alle lachten laut. Frau Gevatterinn, hub darauf der Magister an, glauben sie wirklich, daß einer von den 13 sterbe, die an einem Tische essen? Wenn sie nun die Gesellschaft in Hälften getheilt hätten, so hätten hier 6, dort 7 gesessen, und von der Zahl 7 glaubt man noch mehr Böses, als von 13. Es mag freylich Beyspiele geben, daß von 13 Gästen einer gestorben ist, weil er schwach oder alt war; würde dies aber auch

nicht geschehen seyn, wenn er auch nicht unter dieser Zahl gewesen wäre? Ich war vor langen Jahren in einer Gesellschaft, wo 13 mit einander aßen; sie leben alle noch, und sind gesund. In wie mancher Familie mag es auch der Fall seyn, daß 13 zu Tische gehen; wie traurig wäre es, wenn dies dem einen den Tod bewirkte! Nur Mäßigkeit und Ordnung bey Gastereyen beobachtet, und weder 13 noch eine andere Zahl der Anwesenden wirkt den Tod, oder sonst irgend etwas. — Aber, wissen Sie denn nicht, sagte hierauf die Wirthin, daß, als der Heiland das Osterlamm aß, 13 bey Tische waren, von denen bald hernach der eine, nämlich Judas starb? Der Magister erschrack, daß man diesen Aberglauben aus der Bibel beweisen wolle; antwortete aber: von den 13, welche damals mit einander aßen; starb bald darauf auch der Heiland selbst, also zwey. Und hatten diese 13 nicht schon oft zusammen gegessen? Folglich hätte auch schon vorher einer von ihnen sterben müssen, wenn diese Zahl das mit sich brächte.

Deuchter hatte bisher kein Wort geredet, jetzt bemerkte er, daß sein Messer auf dem Rücken gelegen hatte, und das Messer des Magisters die Spitze gegen ihn kehre. Ja ja, der Tod ruhet nicht, er will einen von uns haben. Und ist es nicht Unglücks genug, daß den heiligen Engeln die Füße, ihnen und dem lieben Herrn Gott das Gesicht zerschnitten worden sind? Man hatte seine Verwirrung bemerkt,

und fragte ihn; er suchte Ausflüchte, und da er eben das Messer in den Händen hielt, so legte er es, indem er reden wollte, über die Gabel, so daß beyde ein Kreuz machten. Die Wirthinn bemerkte das, und bat, das Kreuz aus einander zu legen; weil es aber einmal geschehen sey, ihr eine Messerspitze voll Salz hinzureichen, um das Unglück abzuwenden, das unfehlbar darauf erfolgen würde. Unvorsichtig stieß Deuchter das Salzfaß um, und erschrack darüber so, daß sein Löffel auf die Erde fiel. Wenn Sie ein Jude wären, sagte die Wirthin, so dürften Sie nun nicht essen; aber nehmen Sie nur das Salz wieder auf, damit das Unglück nicht noch größer werde, das Sie über das Haus bringen würden. Und wissen Sie denn auch wohl, so manches Salzkorn man verstreut, so manchen Tag muß man vor der Himmelsthür stehen? „Sonderbar, sagte der Magister, Andere wollen mit der Figur des Kreuzes das Böse abwenden, und das Gute herbey führen; hier ists umgekehrt! — Indessen bekam das Kind von der Mutter einen Schlag auf die Hand. Es hatte die Gabel in die Höhe gehalten, und dann wieder mit dem Vorderfinger hoch gezeigt, wodurch beyde Mal dem lieben Gott die Augen ausgestochen, ein Engel getödtet, und das Erscheinen eines Regenbogens verhindert worden war. Sie zerriß jetzt das Brustbein von einem Geflügel, worüber ein anwesender junger Mann erblaßte; denn er hielt dies für

keine gute Anzeige in seiner Sache. Er war nämlich im Begriffe sich eine Frau zu wählen. Kaum war dies geschehen, da sprang ein Glas dicht neben der Wirthinn. Man wollte schon die böse Anzeige davon näher aus einander setzen, als ein Fremder herein trat, und den Hausvater zu sprechen verlangte. „Das ist der Mann, den ich gestern Abend im Lichte sah — sagte sie wieder — ja, ja, es schlägt nicht fehl, wenn die Splitter an den Dielen sich lösen, und die Elstern so auf dem Hofe und dem Hause schreyen, wie seit einiger Zeit bey uns, so kommt gewiß ein Fremder. Geh nur, und höre, was er will.“ „Er will Getreide handeln.“ „Das dachte ich vorher, unsere Lampe hat einige Abende Geld gebrennt.“ Man stand auf, und die Wirthinn erinnerte, das Tischtuch ja nicht über Nacht auf dem Tische liegen zu lassen, weil man sonst nicht unter dem Schutze der Engel sey.

Der Aberglaube ist überall; er quält nicht nur den einsamen Menschenfeind, sondern drängt sich auch in den Kreis froher Menschen, und erfüllt alles mit Mißvergnügen und Bangigkeit. Der Abergläubige merkt nicht darauf, daß das, was ihm begegnet, zufällig und gewöhnlich sey. Nur halb genießt er das Vergnügen, das die Vorsehung gütig ihm bestimmte. Die furchtbaren Erzählungen alter Männer und Frauen von dem, was sie einst erfuhren, sahen und hörten, gelten ihm mehr, als die Beleh-

rung des Vernünftigen, und seine eigene Vernunft. Bey ihm ist hinter Allem etwas verborgen, wovor man sich hüten muß. Er beklagt die Ungläubigen die auf Vorbedeutung nicht achten; er selbst aber will sich wohl hüten. Thörichter Mensch, durch eigene Schuld unglücklich! warum suchst du die Wege der Vorsehung zu entdecken, die vor dir so tief im Dunkeln liegen? Mitten in dem Genusse der Freuden wird er durch Todesgedanken schrecklich erinnert. Sind es etwa Schwachheiten oder Alter? Nein, er hatte die Personen am Tische gezählt, und zu seinem Entsetzen bemerkt, daß die Todtenanzahl heraus komme. Er untergräbt seine Gesundheit, und eilt dem Grabe früher zu. — Thor! nur deine Pflicht ist deine Sache; dein Schicksal ist Sache Gottes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Heinrich Ludwig, 1762-1831

Bauern-Philosophie oder Belehrung über die wichtigsten Gegenstände des Aberglaubens und andere nützliche Kenntnisse als: Beyspiele und Erzä hlungen, wie uns unsere Einbildungskraft täuschen könne; Warnung vor Teufelskünsten und Schatzgräbereyen; Nachrichten von Gespenstern, Hexen
Bd.: 2

Passau 1802

Phys.m. 14-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132486-3